



SPRACH REPORT

P 20157 F

3/86

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

DIE SPRACHE DER COMPUTER – BALD UNSER ALLER SPRACHE?

Eine neue Angst geht um, vielleicht auch eine Hoffnung: Immer mehr von uns müssen Computersprachen lernen; unsere Kinder werden schon ganz selbstverständlich mit ihnen aufwachsen. Ein Ausschuß des Vereins Deutscher Ingenieure widmet sich der Frage nach der erwartbaren Allgegenwart von Programmiersprachen; und sie war auch das Thema der Frühjahrs-tagung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in diesem Mai in München. Die Kultusbehörden verankern die Informatik und den Computer in den Lehrplänen aller Schulzweige. Der Computer erfordert vom Menschen emotionsloses, logisches, präzises und widerspruchsfreies Sprechen und Denken: Wunschvorstellung mancher Bildungsplaner und Alptraum vieler Pädagogen.

Kultusminister Hans Maier, bekannt als Verfechter konservativer Bildungs-ideale, glaubt an den Fortschritt: »Zur Ausstattung des Homo sapiens wird schon bald die Fähigkeit gehören, mit [dem Computer] umzugehen, die ... Informationsspeicher und Verbreitungssysteme auffinden, verknüpfen und zum Wohle aller beherrschen zu können ... Problematisch würde diese Entwicklung erst dann, wenn diese Sprache [des Computers] Monopolansprüche geltend machte, wenn sie andere uns liebgeordnete Sprachen verdrängte, sie zumindest in ihrem Geltungs- und Wirkungsbereich beschnitte ... Ich meine freilich nicht, daß der Zug in diese Richtung geht« (Süddeutsche Zeitung vom 31. 5. 1986).

(Fortsetzung nächste Seite)

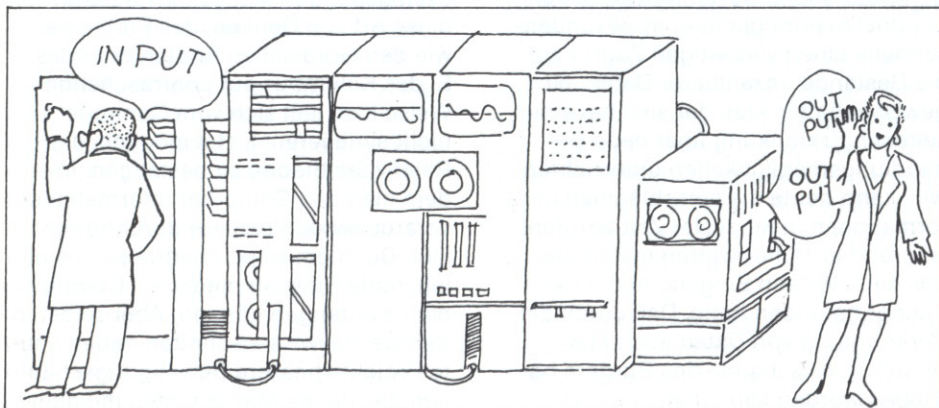


Illustration: Silvia Köhler

AKTION:

SPRACHKULTUR IM WAHLKAMPF

Der SPRACHREPORT hat Großes vor. Er will den bevorstehenden Bundestagswahlkampf sprachkritisch begleiten, d.h. er will die sprachlichen Hervorbringungen der Wahlkämpfer unter dem Gesichtspunkt der Beachtung kommunikationsethischer Prinzipien kritisch verfolgen.

Der SPRACHREPORT kann das natürlich nicht allein und will das auch gar nicht, weil er sich keine Schiedsrichterrolle anmaßen will. Der SPRACHREPORT zählt bei diesem Unternehmen ganz auf Sie und Ihre kritische Kompetenz: Bitte schreiben Sie uns, wenn Ihnen im Bundestagswahlkampf 1987 Formulierungen auffallen, die Ihrer Meinung nach mit den Prinzipien der Fairneß nicht vereinbar sind oder aber – warum nicht? – in besonderer Weise und vorbildlich diesen Prinzipien gerecht werden (Näheres S. 6).

Hier unsere Anschrift:

Redaktion SPRACHREPORT
– Aktion Sprachkultur im Wahlkampf –
Institut für deutsche Sprache
Postfach 5409
6800 Mannheim 1

Man sollte Hans Maier nicht entgegenhalten, daß er vor Jahresfrist noch Verstöße gegen Sprachnormen, vor allem gegen die Regeln der Silbentrennung beklagte, wie sie durch die Einschaltung von Computern bei der Satzherstellung zustande kommen (z. B. *Künzel-sau* statt *Künzels-au*; *Bü-schen* statt *Bü-schen*) (Lübecker Nachrichten vom 12. 7. 1985). Silbentrennungsprogramme lassen sich, allerdings nur bis zu einem bestimmten Grad, verbessern; andererseits kann man die Trennungsregeln leicht den Erfordernissen der Computerprogramme anpassen – die deutsche Sprache wird daran nicht sterben.

Zunächst ist mit einem Vorurteil aufzuräumen: Mit einer Datenverarbeitungsanlage oder einem PC (Personalcomputer) umzugehen, heißt nicht, daß man Programmiersprachen wie BASIC, COBOL oder FORTRAN beherrschen muß. Wenn wir auf unserem PC ein Textverarbeitungsprogramm wie Wordstar einsetzen, haben andere längst die Programmierarbeit geleistet. Der Benutzer kommt mit wenigen Befehlen aus, die er in einer halben Stunde lernen kann. Das gilt auch für die meisten Menschen, die beruflich mit Computern zu tun haben. Sie benutzen komplizierteste Datenbanksysteme, an denen viele Programmierer viele Jahre gearbeitet haben, indem sie (die Anwender) mit wenigen Knopfdrücken Daten eingeben, Operationen durchführen und Informationen abrufen.

Wie die Programme funktionieren, brauchen sie nicht zu verstehen; wenn das System einen Fehler meldet, der im Handbuch nicht erklärt ist, wird der Systemtechniker gerufen. Selbst wenn der Anwender die erforderliche Programmiersprache beherrschen würde, nutzte ihm das wenig: er würde Monate brauchen, bis er den Programmfehler entdeckt.

Ab einem bestimmten Komplexitätsgrad gibt es nämlich keine fehlerfreien Programme. Noch so viele Tests lassen Programmfehler unerkannt, die erst der kreative Geist des Benutzers durch Zufall oder mit Absicht zutage treten läßt. Auch mit manipulierten Eingaben kann man fast jedes Programm überlisten. Das gilt beim Betrieb von Atomkraftwerken genauso wie für die Bedienung von Videospiele. Wer nicht Programmieren zu seinem Hobby oder Beruf machen will, braucht die Computersprachen also nicht zu lernen. Und die Computerfreaks übersehen allerdings manchmal, daß Programme nie Selbstzweck, immer nur Hilfsmittel für die Verarbeitung von Inhalten sind. Ein schlechter Autor wird auch mit dem komfortabelsten Textverarbeitungssystem nicht besser schreiben lernen.

Doch schadet es sicher auch nichts, sich mit den Anfangsgründen des Programmierens vertraut zu machen. Zum einen kann man dann die Leistungsfähigkeit automatischer Datenverarbeitung realistischer beurteilen: die Antworten, die man erhält, der *Output* also, hängen von der Qualität der eingegebenen Daten, des *Inputs*, und der angewendeten Programme ab. Zum anderen kann es bei der Strukturierung und Lösung mancherlei Probleme durchaus hilfreich sein, sich der Flußdiagrammtechnik zu bedienen, auch wenn man den Computer nicht verwenden will: Flußdiagramme zwingen zur Präzision und entlarven Schlamperereien im Denken.

Rückwirkungen auf unser alltägliches Denken und Sprechen sind durch eine allgemein verbreitete Kenntnis von Programmiersprachen gleichwohl kaum zu befürchten. Der Computerjargon mag, wie viele Fachsprachen zuvor, unsere Sprache um neue Wörter und Metaphern bereichern – eine andere Sprache wird sie dadurch nicht. Beispiele: du *Schaltfehler* (für: du Idiot), *Chip-Infarkt* (für seelischen Zusammenbruch), *totaler Programmabsturz* (für: völliges Versagen).

Lernen müssen wir zweifellos alle, wie man mit Computern umgeht. Automatisierbare Dienstleistungen werden Rechnern übertragen, sobald es dem Unternehmen längerfristig nutzt. Katalogauskünfte und Buchbestellungen in Bibliotheken, Geldabhebungen an Bankautomaten, computerlesbare Formulare bei Banken und Behörden, sogar die Telefonauskunft soll durch den Computer ersetzt werden (ein Pilotprojekt in München dazu wurde indessen vor kurzem abgebrochen, weil die Trefferquote bei nur 13% lag). Gefahr droht, wenn die Arbeit einseitig auf den Verbraucher abgewälzt wird: will er sich etwa in einer fremden Großstadt dem öffentlichen Nahverkehr anvertrauen, muß er erst umfangreiche Bedienungsanleitungen für Fahrkartenautomaten studieren. Für Fehler, die ihm dabei unterlaufen, trägt er die Konsequenzen.

Verteufeln sollte man deshalb den Computer nicht. Durch weltweite Verbundnetze ermöglicht er in Sekunden schnelle einen vielseitigen Zugriff auf die Bestände unzählbarer Daten; ein gewissenhafter Arzt, der sich bei einer seltenen Erkrankung über neue Behandlungsmöglichkeiten unterrichten will, kann heute die einschlägigen Informationen in kürzester Zeit abrufen, während er früher warten mußte, bis das neue Wissen Eingang in die Handbücher gefunden hatte. Daß durch die Verknüpfung von Daten auch Mißbrauch zum Schaden des Bürgers betrieben werden kann, haben der Gesetzgeber und die Rechtsprechung er-

kannt und aus den Grundrechten das »Recht auf informationelle Selbstbestimmung« abgeleitet (Volkszählungsurteil des Bundesverfassungsgerichts).

Andererseits wäre es gefährlich, die Leistungsfähigkeit von Computern zum Vorbild für menschliches Denken, zum Vorbild für Problemlösungsverhalten schlechthin zu machen. Man spricht heute viel von »Künstlicher Intelligenz« und von Expertensystemen, in denen Fakten, Regeln und Verfahren eines speziellen Wissensgebietes gespeichert sind und die bis zu einem beeindruckenden Maß die Kompetenz eines Fachmanns zu simulieren vermögen.

So läßt sich etwa ein Teil der Aufgaben des Arztes dem Computer übertragen: Gibt man die Symptome des Patienten und die Analysewerte von Blut- oder Urinproben ein, wird das System eventuell eine Diagnose stellen und Behandlungsvorschläge machen können. Doch der Arzt wird dadurch nicht überflüssig. Das rein deduktive Verarbeiten von Informationen in digitalisierbaren Operationen wird die spezifisch menschliche Fähigkeit des Arztes, assoziativ zu denken und Analogieschlüsse zu ziehen, nicht ersetzen können. Auch das beste Expertensystem bleibt nur ein Hilfsmittel für den Fachmann.

Manche von uns, auch Politiker, überschätzen indessen den Computer und delegieren an ihn die Verantwortung für politische Entscheidungen von Problemen, die er nicht lösen kann. Ob eine Geschwindigkeitsbeschränkung der Reinhaltung der Luft dient, ergibt sich nicht aus dem vom Computer berechneten Befolgungsgrad von Testversuchen und den daraus abgeleiteten Daten der Umweltbelastung. Die hängen nicht zuletzt vom Maß der Überwachung und der Höhe des Bußgeldes ab; und auch erwartbare Sekundäreffekte, wie der Umstieg vom Auto auf die dann relativ schnellere Bahn, müssen in die Entscheidung eingehen.

Kategorienübergreifendes Denken auf höherer Ebene erfordert den kreativen gesunden Menschenverstand; diese Art von Denken, das Probleme wie den Gordischen Knoten oder das Ei des Kolumbus auf überraschende Weise löst, läßt sich vom Computer nicht simulieren. Es ist möglich, die Relativitätstheorie zu bestätigen, indem man den Computer informationsverarbeitende Prozesse durchführen läßt. Doch um seine Theorie aufzustellen, hätte Einstein mit einem Computer nichts anfangen können. Aber selbst in den Geisteswissenschaften haben heute Projekte bessere Bewilligungschancen, bei denen Massendaten mit dem Computer verarbeitet werden, ganz

gleich, wie trivial die Problemstellung ist, als solche Vorhaben, bei denen es um die Entwicklung neuer Denkmodelle geht.

Während technologiegläubige Politiker Intelligenz noch nach den Leistungen von Rechenautomaten zu messen scheinen und diese Art zu denken der Schule als Lernziel vorgeben, haben amerikanische Großkonzerne bereits eine Studie in Auftrag gegeben, mit der sie hinter die Denkgewohnheiten von Exzentrikern kommen wollen, weil sie sich von ihnen eher innovative Fähigkeiten erwarten. So wichtig es ist, objektiv, logisch, präzise und widerspruchsfrei sprechen und denken zu lernen, die wichtigeren Probleme unserer Zeit lassen sich nur bewältigen, wenn wir nicht verlernen, kreativ, engagiert, assoziativ und kontrovers miteinander zu diskutieren.

Wolfgang Teubert

nenne man ein gutes buch, dessen verständnis leicht wäre und nicht einen unergründlichen hintergrund hätte.

Jacob Grimm

Karl-Heinz Bausch, Siegfried Grosse (Hrsg.): Praktische Rhetorik – Beiträge zu ihrer Funktion in der Aus- und Fortbildung. Mit einer Auswahlbibliographie. 257 S., DM 28,-
(Bestelladresse siehe Impressum)

Eine Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Lage und Anregungen für Forschung und Lehre geben die einzelnen Beiträge dieses Sammelbandes. Nach einem Überblick über die Geschichte der Rhetorik und ihren Stellenwert in der Literaturwissenschaft, nach einem Orientierungsversuch durch Ratgeber für Rede und Gespräch werden rhetorische Strategien und die Rhetorik der Alltagsrede aus konversationsanalytischer Perspektive untersucht. Eine Bestandsaufnahme aus sprechwissenschaftlicher Sicht und die Funktion der praktischen Rhetorik in der Juristenausbildung sowie in der Theologie dokumentieren die Lage im akademischen Bereich.

Praktiker aus unterschiedlichen Sparten (Parteien, Gewerkschaften, Industrie) stellen Kursinhalte und -verläufe vor. Eine Auswahlbibliographie (400 Titel) von Anleitungen und Ratgebern zu Rede und Gespräch ermöglicht einen raschen Zugriff auf die weit gefächerte Ratgeber-Literatur.

ZUM BEISPIEL: VOR ORT

Kritik am Gebrauch dieses Wortes ist öffentlich hörbar geworden, so auch in der Meinungsumfrage von G. Stickel (SPRACHREPORT 2/86); Glossenschreiber wenden ihr Interesse dem neuen Modewort zu und charakterisieren es damit von vornherein als überflüssige, inhaltsleere Worthülse. Bis hin zur »Mißachtung der harten Untertagearbeit der Bergleute« geht, was man hinter der jüngsten Zunahme des metaphorischen Gebrauchs dieses alten Fachausdrucks argwöhnt.

Die Fachsprache des Bergbaus benötigt scharf unterscheidende Ortsbezeichnungen, *über Tage* und *unter Tage* genügen nicht; *vor Ort* bezeichnet genau die Stelle am äußersten Ende des Streckenvortriebs, dort, wo der Hauer die Kohle losschlägt, und ist somit keineswegs synonym mit *unter Tage*. Daß fachspezifische Ausdrücke als Metaphern in die Gemeinsprache übernommen werden, ist nichts Ungewöhnliches; im Gegenteil, die Bereicherungen sind oft sehr willkommen und in vielen Fällen ist die fachbezogene Herkunft kaum noch bewußt.

Vor Ort ist noch nicht lange sprachliches Gemeinschaftsgut. Befragt man das »Mannheimer Korpus« mit seinen fast 9 Mio. Textwörtern mit Hilfe des Computers, dann zeigt sich rasch, daß der Ausdruck ausschließlich in Zeitungsartikeln und zwar erst ab etwa 1974 vorkommt. Vorher steht in – auf den ersten Blick – vergleichbaren Kontexten das altbekannte *an Ort und Stelle*. Da es von sehr wenigen, bekannten Ausnahmen abgesehen nicht zwei Ausdrücke mit genau der gleichen Aufgabe und Funktion im Wortschatz gibt, sieht sich der neugierig gewordene Sprachwissenschaftler in so einem Fall die textliche Umgebung der Ausdrücke an und fragt: Wer oder was befindet sich denn jeweils *vor Ort* bzw. *an Ort und Stelle*? Welche Handlungen werden dort ausgeführt und von wem? Mit welchen Umschreibungen könnte man die Ausdrücke in jedem Einzelfall ersetzen, ohne die Bedeutung des ganzen Satzes zu ändern?

Der neue Umweltminister Wallmann kündigte in einem BILD-Zeitungsinterview im Juni 1986 an, daß er sich so bald wie möglich über den Sicherheitsstandard unserer Kernkraftwerke infor-

mieren werde und fügt hinzu – »auch vor Ort«. Ihm gleich tun es Abgeordnete, Oberamtsräte, Landräte, Bürgermeister, Sachbearbeiter, Manager, Befehlshaber, Wissenschaftler, Studenten und Journalisten, sie alle begeben sich *vor Ort*, um sich ein Bild zu machen, sich zu unterrichten, Probleme oder das Ausmaß von Katastrophen zu recherchieren, die Lage zu prüfen, Erfahrungen zu sammeln. Und anschließend ziehen sie die Gummistiefel wieder aus, geben den Schutzhelm dankend zurück, waschen sich die Hände und kehren zurück in ihre Büros hinter Schreibtische und Aktenordner. Entweder wird dann etwas über die Situation *vor Ort* zusammenfassend und verallgemeinernd zu Papier gebracht, denn Dokumentieren, Beurteilen und Verwalten gehören zu den häufigsten Handlungen all dieser Berufe.

Oder es entsteht eine spannende O-Ton-Reportage direkt vom Ort des Geschehens. Dort ist es allerdings nicht mehr *der kleine Mann auf der Straße*, der das Medieninteresse auf sich lenkt. Es sind vielmehr *die Betroffenen vor Ort*, die dem kleinen Mann die Show gestohlen haben, wenn ein (z. B. kommunal-, gesundheits-, kultur-)politisches Thema zur Diskussion ansteht. Je allgemeiner, prinzipieller oder bürokratischer sich »zuständige Stellen« über ein Thema äußern, desto dringlicher wird es, ihre Äußerungen mit solchen *vor Ort* ermittelten zu kontrastieren. Spontaneität, Subjektivität, Erfahrungen, sogar Gefühle – *vor Ort* sind sie endlich erwünscht. Anschauungsunterricht tut not und ist im Medienzeitalter hoch willkommen.

Der wesentliche Bedeutungsaspekt des neuen Ausdrucks, der dem älteren *an Ort und Stelle* fehlt, liegt in der Überwindung einer normalerweise gegebenen Distanz, die mehr ist als nur räumlich, die auch eine Entfernung der Erfahrung und der Wahrnehmung beinhaltet. Mit welchem Ausdruck wohl der Kalif Harun Al-Raschid seine Absicht kundtat, wenn er als einfacher Mann verkleidet zu seinen Untertanen in den Bazar ging, um Tuchfühlung mit des Volkes Leben bemüht?

Man könnte nun fragen, ob der mutige Griff zum Schutzanzug bzw. ob das Medienohr am Geschehen *vor Ort* die fehlende Anschauung und den handfesten Kontakt mit der Wirklichkeit wettmachen können, ob sie die historisch durch Arbeitsteilung und Bürokratisierung gewachsene Fernoptik zu korrigieren vermögen. *Vor Ort* als eine Antwort auf die Forderung nach mehr Bürgernähe?

Ulrike Haß

SPRACHKULTUR IN DER POLITIK

Keine akute Gefahr!

Strategien kommunikativer Verunsicherung

Der Unfall von Tschernobyl hat uns neben einer erhöhten Strahlenbelastung auch ein Lehrstück in Sachen kommunikativer Verunsicherung beschert. Was im Zusammenhang mit diesem Unfall an Informationspolitik geboten wurde, liest sich geradezu wie ein Gegenmodell zu einer kommunikativen Ethik, die von uns fordert, aufrichtig, wesentlich, informativ und verständlich in unserem kommunikativen Handeln zu sein. Das wird deutlich, wenn wir die kommunikativen Strategien der »Krisenmanager« herausdestillieren, wenn wir ihre Maximen explizit machen:

1. *Informationen scheinbarweise! Sag nur, wozu du dich genötigt fühlst! Am besten gib gar keine Informationen!*

Wer informiert, greift ein. Er stört das kommunikative Gleichgewicht. Alles, was du sagst, kann mißverstanden und – wie bei polizeilichen Einlassungen – gegen dich verwendet werden. Deshalb empfiehlt es sich, Vorsicht walten zu lassen und möglichst wenig Informationen zu geben. Gibst du erst eine Information, dann zeigst du, daß du sie für wichtig hältst. Man darf die Leute nicht auf Ideen bringen. Die kleinste Warnung kann die Bevölkerung schon so verunsichern, daß Panik entsteht. Wenn du beispielsweise sagst, Gemüse dürfe vorläufig nicht in Verkehr gebracht werden, wird das niemand beruhigen. Man wird gleich fragen, was das heißt. Und mit deinem »vorläufig« reizt du zu fragen, was wohl später mit dem Gemüse passieren soll.

Die Strategie ist also äußerst riskant. Du mußt sie deshalb konsequent verfolgen, möglichst gar keine Informationen geben (die französische Informationsstille!). Sobald das Geringste nach außen dringt, tritt gerade der gegenteilige Effekt ein: Die angestrebte Ruhe verkehrt sich in Aufregung. Die Leute ziehen Folgerungen aus den geringsten Anzeichen. Wenn sie deine Strategie durchschaut haben, kannst du sagen, was du willst: Sie glauben dir nicht mehr. So wirst du gerade das Gegenteil deiner guten Absichten erreichen und eine Kettenreaktion der Angst in Gang setzen.

Wenn es unvermeidbar wird zu informieren, dann sag auf keinen Fall mehr als unbedingt nötig. Auf hartes Drängen kannst du ja nachbessern.

2. *Such dir gut aus, was du an Informationen gibst!*

Wer gibt, kann auswählen. Er hat auch die Pflicht, dem Adressaten nicht das Schlimmste zuzumuten. Gib nicht zuviel negative Informationen. Negative Informationen sind zwar interessant und werden den Adressaten bewegen, aber sie sind Gift für ihn. Was er nicht weiß, macht ihn nicht heiß. Wo es keine gesicherten Tatsachen gibt, wäre es verantwortungslos, Befürchtungen oder negative Meinungen weiterzugeben. Deshalb informiere, um zu beruhigen, nicht um zu warnen. Wenn du wertest, bevorzuge positive Wertungen wie »ungefährlich«, »unbedenklich«, »akzeptabel«. Ihren sachlichen Gehalt kannst du ja selbst bestimmen.

3. *Sag wenig, aber wiederhol es immer wieder!*

Nur so kannst du auch den erreichen, der deine Informationen eigentlich nicht will. Irgendwann trifft ihn deine Botschaft. Wer sie schon beim ersten Mal vernommen hat, wird Sicherheit gewinnen durch die Wiederholung: Er sieht, daß du deiner Sache sicher bist, du brauchst dich nicht an der Diskussion zu beteiligen. Er wird dich nicht für wankelmütig halten, du läßt dich

nicht beeinflussen. Er wird sehen, daß Fakten und Gegenargumente deiner Ansicht nichts anhaben können. Denke stets daran: was wahr ist, kann man nicht oft genug sagen.

4. *Nur die blanke Behauptung! Geh nicht auf Gegenargumente ein, nicht auf berechnete und schon gar nicht auf mögliche!*

Geh davon aus, daß die andern sowieso unrecht haben, und zeige diese Überzeugung. Gegenargumente nicht weiter verbreiten! Sie könnten deine Adressaten auf dumme Gedanken bringen. Was anders sein könnte, erscheint unsicher. Nur die klare Behauptung zählt. Schwadronieren und Argumentieren ist der notwendigen Klarheit abträglich. Kommunikative Armut ist eine Tugend.

Laß dich vor allem selbst nicht anfechten. Bedenke stets: Je weniger Zweifel du dir selbst gestattest, um so überzeugender wirst du auch nach außen sein.

5. *Kümmere dich nicht darum, was deine Adressaten wissen wollen! Tu so, als gäb's keine Fragen!*

Überlege, welche Fragen dein Adressat haben könnte, und achte darauf, diese brenzligen Fragen nicht anzuschneiden. Klammere naheliegende Fragen aus wie etwa: Wie hoch ist die Strahlung jetzt bei mir? Welche Schäden treten bei welcher Dosis auf? Wie weit bin ich schon belastet? Addieren sich die Belastungen? Wie verhält man sich am besten bei der Ernährung? Werden kontaminierte Nahrungsmittel zu Konserven verarbeitet? Ist die natürliche Strahlung eigentlich unschädlich?

Wenn du auf solche Fragen eingehst, erweckst du den Eindruck, sie seien vernünftig. Dein Adressat soll aber einsehen, daß diese Fragen weitab liegen, Fragen sind, die ein vernünftiger Mensch nicht hat.

6. *Gib nackte Informationen, egal ob deine Adressaten sie verstehen oder nicht!*

Du hast die Pflicht zu informieren. Im Konflikt mit deiner obersten Maxime »Möglichst keine Information« gibt es eine Lösung. Schon die Konquistadoren Südamerikas kannten sie: Per Dekret gezwungen, die Indianer vor der

Brandschatzung zum Verlassen der Dörfer aufzufordern, entledigten sie sich dieser Pflicht, indem sie vor Sonnenaufgang weitab vom Dorf die Warnung verlasen. Hast du die Information abgegeben, kannst du dich rechtfertigen. Du hast deine Pflicht getan. Die Schuld liegt jetzt beim Adressaten, wenn er dich nicht versteht. Er soll sich eben Mühe geben.

Fachsprachliche Formulierungen sind hier besonders geeignet. So kannst du ohne gefährliche Nebenwirkungen informieren. Deine Adressaten werden die Information vordergründig verstehen, aber nichts damit anfangen können. Du hast außerdem den Vorteil, daß die fachsprachliche Formulierung als besonders sachlich und konkret empfunden wird. Ihre Seriosität und Dignität sind unübertroffen. Um auf Nummer sicher zu gehen, kannst du einfach die Expertentexte übernehmen. Sie bieten Schutz und Schirm. Scheitert deine Strategie, kannst du die Experten verantwortlich machen.

7. Sei übergenau!

Genauigkeit wird jeder achten. Deine Bemühungen um Genauigkeit solltest du forcieren. Genauigkeit ist ein anerkanntes kommunikatives Ideal. Wenn du herausstellst, daß du dich diesem Ideal verpflichtet fühlst, kannst du mit Gratifikationen rechnen.

Besonders geeignet sind technische Details oder ganze Batterien von Meßdaten. Auch Meßeinheiten zeigen Genauigkeit, selbst wenn sie wie Rem nur unexakte Inbezugsetzungen bezeichnen. Nur keine allgemeinen Informationen, aus denen dein Adressat irgendwelche Schlüsse oder Folgerungen ziehen könnte! Zahlen sind das Präziseste, was wir haben. Und sie sind unverfänglich, denn nur der Fachmann kann sie deuten und ihre Relevanz einschätzen. Glaubt ein Adressat, die Zahlen deuten zu können, ist immer noch Zeit, ihn als Ignoranten zu entlarven.

8. Sei nicht zu genau!

Genauigkeit ist nicht immer angebracht. Sie hat ihren Platz, wo Unverständnis etwa durch die Fachsprache gesichert ist. Wenn du gemeinsprachlich sprichst, solltest du Vorsicht walten lassen. Verwende Ausdrücke wie »kurzfristig«, »vorübergehend«, »bestimmte Grenzwerte«, »keine nennenswerten«, »wenig gefährdet« oder Partikeln zur Abtönung und Nuancierung wie »lediglich«, »wohl« usw. Du dokumentierst damit auch Vorsicht und distanzierte Reflektiertheit, und du kannst im Notfall weiterargumentieren.

Flexibel werden deine Informationen auch dadurch, daß du relevante Teile wegläßt. Eine Meldung wie »Die Radioaktivität ist schnell abgeklungen« wird dir keiner verübeln. Auch wenn sich herausstellen sollte, daß du nur die Luftwerte meinst. Aber Vorsicht: Geh nicht zu weit mit der Vagheit. Sonst glaubt der Adressat, du wüßtest tatsächlich nichts.

9. Verharmlose!

Mit Wortwahl und Beschreibung kannst du Realität bestimmen. Du definierst sozusagen die Erscheinungen, die dein Adressat selbst gar nicht sieht. Eine leicht windschiefe Darstellung kann Wunder wirken. Also sag z. B. »Störfall« statt »Unfall«, »Havarie« statt »Katastrophe«. Oder sprich ganz allgemein und neutral von Vorkommnissen und Ereignissen.

Verkleinere das Risiko zum »Restrisiko« (noch besser: »theoretisches Restrisiko«). Überhaupt ist dir schon mit der Rede vom »Risiko« der entscheidende Durchbruch gelungen: Du zeigst die coole Distanz des rationalen Rechners, der das Risiko kalkuliert, nicht irrational Gefahren sieht. Keine harten Vokabeln wie »Sicherheitsanforderungen«, sprich eher von Sicherheitsphilosophie. Sprich von Vorsorge, von vorsorglichen Maßnahmen, von (frei gesetzten!) Freigrenzen, von Umwelthygiene. Das macht die Sache menschlich und dämpft die Sorgen deiner Adressaten.

Suche verharmlosende Vergleiche. Sie sollten aus dem normalen, vertrauten Alltag stammen. Das zeigt die Normalität und steigert die Plausibilität: Die radioaktive Belastung durch den GAU von Tschernobyl entspricht etwa einem dreiwöchigen Urlaub in den Bergen, einem Transatlantikflug, einem Umzug von Hamburg nach Garmisch-Partenkirchen (was ja vielleicht wirklich zu empfehlen ist). Du mußt überhaupt bestimmte Gedankenbrücken meiden. Gefährliche Assoziationen dürfen nicht aufkommen. Deine Darstellung darf nicht in den Dunstkreis der Gefahr geraten.

10. Mach eine beruhigende, starke Behauptung, und nimm sie stückweise zurück!

Wenn du glaubst, unangenehme Informationen geben zu müssen, dann verpacke sie wenigstens geschickt. Eine starke und allgemeine, positive Behauptung fängt die Beunruhigung auf. Sag z. B. »Die Gefahr ist vorüber« und bringe die kleinen Vorsichtsmaßnahmen erst anschließend. Was sich festsetzt, ist der Grundtenor. Dein Adres-

sat ist ja auf das Positive angewiesen: Kein Mensch kann Negatives allzu lang oder allzu massiert ertragen. Er wird nach jedem rettenden Balken greifen, um nicht im negativen Meer zu versinken. Das Prinzip Hoffnung ist eine menschliche Grundkonstante, auf die Verlaß ist.

Bauen kannst du auch auf Mitmenschlichkeit. Sag, daß du »Verständnis« hast für die Angst der Adressaten, daß du ihre Sorgen ernst nimmst, und stell ganz klar, daß es dir um die Menschen geht, um die Mütter, die aus persönlichen Gründen ihre Kinder nicht mehr stillen. Laß dann aber einfließen, daß gar keine Gefahr besteht, daß du ihre Gründe nicht akzeptieren kannst und ihre Angst für gänzlich unbegründet hältst. Durch solcherart Überredung und durch dein leuchtendes Vorbild wirst du ihnen die Angst nehmen, zumal diese Angst ja sowieso nur neurotisch ist.

* *
*

Für einen Linguisten ist es verblüffend, wie Tschernobyl zeigt, daß unsere kommunikativen Fähigkeiten und Standards überhaupt nicht ausreichen, mit der technischen Entwicklung fertigzuwerden. Der Versuch, die ganze Katastrophe als kommunikative Katastrophe umzudeuten, hat wenigstens soviel für sich, daß er zugibt, daß es sich um eine kommunikative Katastrophe handelte. Die kommunikative Katastrophe ist gekennzeichnet durch Unfähigkeit und durch Lüge. Unter kommunikativer Unfähigkeit verstehe ich nicht die Unfähigkeit, die Krise zu managen, sondern die mangelnde Kompetenz jedes Einzelnen im Großen wie im Kleinen. Unsere kommunikativen Standards und Fähigkeiten sind unzureichend vor dem Hintergrund solcher Krisen. Das ganze mediale System ist geprägt durch Ungenauigkeiten, Fehler, Schlampereien, Unfähigkeit. Hier könnte man ernst machen mit der Rede von den geistigen und sprachlichen Defiziten in unserer Erziehung, gar vom Verfall der Sprache, wie wir sie aus Sonntagsreden kennen.

Lüge mag als großes Wort erscheinen für all die kleinen Mogeleyen, kommunikativen Tricks und Schlaumeiereien, die ja ganz alltäglich und im politischen Leben üblich sind, auf die wir geeicht sind. Nur, vor der Größe des zu bewältigenden Problems vergrößern sich auch diese Gewohnheiten. Denn das Problem könnte schon eine andere kommunikative Moral erfordern. Insbesondere könnte es uns die Konsequenz abverlangen, daß wir die Stärken unseres politischen und sozialen

Systeme auch tatsächlich hochhalten und nicht bei der geringsten Belastung auf atavistische Muster und totalitäre Vorbilder verfallen, die wir doch sonst (vor allem bei den andern, den Russen) so hart kritisieren.

Können wir hoffen, daß die Verantwortlichen bis zum nächsten GAU lernen,

- wahrhaftig und umfassend zu informieren,
- verständlich und klar zu informieren,
- angemessen und adressatenorientiert zu informieren?

Oder müssen wir nicht eher befürchten, daß sie ihre jetzigen Strategien verbessern und vervollkommen: Schweigen – Abwiegeln – Verdrängen.

Hans Jürgen Heringer

Der Autor ist ordentlicher Professor für Deutsche Philologie unter besonderer Berücksichtigung des Deutschen als Zweitsprache an der Universität in Augsburg.

Eine ausführlichere Fassung des Beitrags erscheint demnächst in: Medizin und Gesellschaft: Ethik, Ökonomie, Ökologie. Hrsg. von Ludwig Bress, Springer-Verlag Heidelberg.

Zu der Aktion:

Sprachkultur im Wahlkampf

Bevor Sie sich entschließen können, unserem Aufruf nachzukommen, werden Sie sicher noch manches zu fragen haben:

Wie kommt der SPRACHREPORT dazu, sich mit dem Wahlkampf zu befassen?

Ein Wahlkampf ist vor allem ein politisches Geschehen, bei dem es um politische Positionen und Entscheidungen geht. Was einen Wahlkampf für die Sprachbetrachtung interessant macht, sind nicht diese politischen Positionen, wohl aber die Art und Weise, wie sie sich im Wahlkampf präsentieren, d. h. wie der Kampf geführt wird. Wahl-

kämpfe sind immer auch Kommunikationsereignisse, und in einer funktionierenden Demokratie sind sie das nicht nur so am Rand, sondern in wesentlicher Hinsicht: Daß sie argumentativ ausgetragen werden, legitimiert erst das Wahlergebnis als demokratisch.

Weil das so ist, kann uns nicht gleichgültig sein, wie es um die moralische Qualität der Äußerungen der Wahlkämpfer bestellt ist. Wir – und zwar wir alle, nicht nur einige wenige Kommunikationsexperten – haben ein Interesse daran, daß der Wahlkampf als sprachliche Auseinandersetzung bei aller Gegnerschaft fair und, nicht zuletzt, auch ehrenwert bleibt.

Kritische Beobachtung der Sprachhandlungen im Wahlkampf ist im übrigen nicht neu. Es sei hier nur an die erregte Diskussion über die Formel »Freiheit oder Sozialismus« im Bundestagswahlkampf 1976 erinnert. Neu an der geplanten Aktion des SPRACHREPORT ist nur, daß die Initiative zur Kritik nicht von den Kampfparteien selbst ausgeht, sondern von einer Institution, die mit der Erforschung von Sprache und Sprachhandeln befaßt ist. Aus der Perspektive dieser Institution stellt sich ein Wahlkampf auch als idealer Gegenstand für eine groß angelegte sprachkritische Untersuchung dar.

Was soll die Aktion bringen?

Die Ziele der Aktion sind naturgemäß für den Anfang bescheiden. Die ganze Aktion kann nicht mehr sein als ein erster Versuch, mit dem in Erfahrung gebracht werden soll, ob es überhaupt ein Potential von Interessierten gibt und wo sich Schwerpunkte der Kritik zeigen. Aufgerufen sind nicht nur die Leser des SPRACHREPORTS, sondern das ganze »Wahlvolk«.

Bitte sprechen Sie daher auch mit Freunden und Bekannten und ermuntern Sie sie, sich an der Aktion zu beteiligen.

Wenn unser Versuch erfolgreich ist, dann eröffnen sich für die Zukunft womöglich kühnere Perspektiven: Wir könnten versuchen, gemeinsam eine Praxis der sprachkritischen Begleitung des kommunikativen Handelns unserer Politiker zu begründen, eine Praxis, die dann von Wahlkämpfern ernst zu nehmen sein wird, weil sie erkennen müssen, daß jede Abweichung von den Prinzipien einer fairen Auseinandersetzung aufgedeckt und angeprangert wird. Luftschlösser? – Das hängt ganz entscheidend auch von Ihnen ab.

Was genau sollen Sie tun?

Wir stellen uns vor, daß Sie uns von Vorkommnissen im Wahlkampf berichten, die Ihrer Meinung nach unter sprachkritischem Gesichtspunkt nicht korrekt oder aber auch vorbildlich waren. Wir freuen uns, wenn Sie ihrem Bericht einen Kommentar anschließen, in dem Sie ausführen, was genau Ihnen kritikwürdig schien und wie Sie sich, gegebenenfalls, ein Vorgehen gegen solche Mißstände vorstellen.

Für unsere Auswertung wäre es sehr nützlich, wenn Sie uns mitteilen könnten, welchen Beruf und welches Alter Sie haben. Selbstverständlich werden wir Ihre Angaben ebenso wie Ihren Bericht auf Wunsch strikt vertraulich behandeln.

Was geschieht mit Ihren Einsendungen?

Sie werden unter sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgewertet: Wie sind die beobachteten Ereignisse mit Blick auf die Prinzipien einer kommunikativen Ethik zu bewerten? Wird gelogen, verschleiert, manipuliert, verschwiegen, an gefährliche Emotionen appelliert? Welche Strategien wurden dabei eingeschlagen? Und diese Auswertung ist natürlich kein Zweck in sich. Über die wissenschaftliche Analyse der monierten kommunikativen Handlungen und Verhaltensweisen können Einsichten gewonnen werden, die künftige Kritik auf eine sicherere Grundlage stellen können.

Die Auswertung wird erst nach dem Abschluß der Bundestagswahl 1987 vorgenommen, und sie wird parteipolitisch neutral sein. Das zur Beruhigung oder zur Enttäuschung.

Die Ergebnisse der Auswertung werden wir im SPRACHREPORT vorstellen und kommentieren.

Bruno Strecker

Tagungskalender

17.–18. Oktober (Darmstadt)
Aufrüstung der Begriffe? – Tagung im Rahmen des Projekts »Sprache der Rüstung«. – Informationen: Sekretariat des Instituts für Sprach- und Literaturwissenschaft der TH Darmstadt, Hochschulstr. 1, 6100 Darmstadt

Politische Sprachkultur in den Parlamenten

Das Elend parlamentarischer Debatten ...

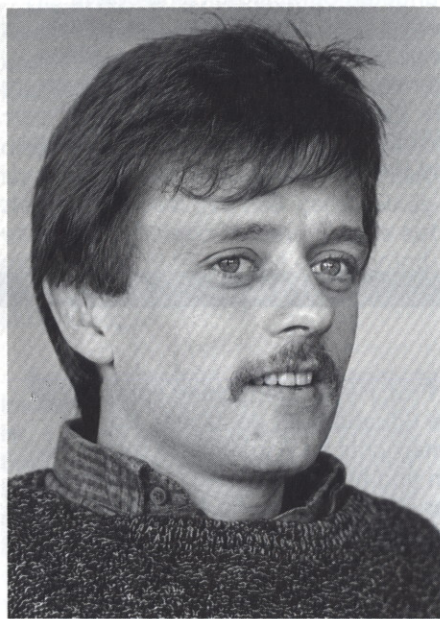
Die vielbeklagte Krise der politischen Kultur hat nicht allein mit dem Glaubwürdigkeitsverlust mancher Parteien im Zusammenhang mit dem Flick-Skandal zu tun, sondern ganz wesentlich auch mit dem Zustand der politischen Kommunikation in der Bundesrepublik. Nicht nur die zahlreichen Schülergruppen, die an Parlamentstagen mehr nolens als volens über die Zuschauertribünen der deutschen Parlamente geschleust werden, klagen über den Umgang, den Parlamentarier miteinander in Reden und Debatten pflegen.

Immer wieder wird das Parlament als Quasselbude bezeichnet. Das bezieht sich keineswegs ausschließlich auf die Frage der Macht bzw. der Ohnmacht der Parlamente. Im Blick ist auch die Art und Weise, wie dort kommuniziert wird. Die Klagen sind ebenso vielfältig wie stereotyp. »Die reden ja gar nicht miteinander«, »Das versteht doch niemand, was da gesagt wird«; »Da kommt doch nichts Neues, da wird doch nur das Altbekannte immer wieder wiederholt«; »Die tun doch nur so, als würden sie miteinander reden – tatsächlich schielen sie doch nur auf die Fernsehkamera oder reden für's Protokoll« etc. etc.

Schuld sind immer die anderen. Den Politikern der einen Partei gelten die der anderen als die Sündenböcke. Viele Politiker machen die Medien für die Probleme verantwortlich. Die Medienmacher ihrerseits waschen ihre Hände in Unschuld und tun sich leicht, genügend Politiker zu finden, die als Prachtexemplare einer Verwilderung der kommunikativen Sitten herhalten können.

Es geht ja schon eigentümlich zu in den Parlamenten. Wer redet da eigentlich mit wem? An wen wenden sich die parlamentarischen Redebeiträge? Wird da überhaupt informiert, argumentiert; wird überhaupt versucht zu überzeugen, durch Reden zu erreichen – etwa ein bestimmtes Abstimmungsverhalten –, was ohne Reden nicht eintreten würde? Kurzum: Handelt es sich nicht um Pseudokommunikation, um Inszenierungen der verschiedenen Parteien und Persönlichkeiten in der Hoffnung, über die anwesenden Journalisten zu einer positiven Außenwirkung zu kommen?

Parlamentarische Kommunikation besteht darin, daß man sich zwar der Form nach an einen bestimmten Adressaten wendet (den politischen Gegner), doch in Wirklichkeit eine breitere, weniger homogene Gruppe von Adressaten meint. Dies ist vergleichbar mit der Interviewsituation in den Medien, wobei allerdings in Parlamenten selten möglich ist, was (gute) Journalisten in Interviews tun können: präzises verständnissicherndes Nachfragen. In vielen Parlamentsdebatten haben Zwischenrufe den Charakter solcher Rückfragen, die verständnisfördernd sein können, jedenfalls dann, wenn der Sprecher darauf eingeht oder eingehen muß.



Fritz Kuhn M. A., von Beruf Sprachwissenschaftler, ist Fraktionssprecher der Grünen im Stuttgarter Landtag

... ein Konstruktionsfehler unserer Demokratie?

Weil ihr der dialogische Charakter fast völlig abgeht, läuft die Parlamentsdebatte zusehends auf Deklamation und bloße Verkündung von Standpunkten hinaus. Die von vielen beklagte Sterilität parlamentarischer Selbstverständnisdebatten hat hier ihren Ursprung, und niemand wird leugnen können, daß Langeweile ein Feind der Demokratie ist.

Die undialogische Verzerrung parlamentarischer Kommunikation hat natürlich auch harte politische Gründe, die mit der Blockbildung im deutschen Parlamentarismus zu tun haben. In einer Situation, in der in den Parlamenten die jeweiligen Regierungs-

parteien konsequent alles niederstimmen, was von den Oppositionsparteien kommt, und umgekehrt, in einer Situation, in der alle Entscheidungen vor der Parlamentsitzung schon festliegen, macht es natürlich wenig Sinn, hier von ernsthaften »Beratungen« zu sprechen. In bundesrepublikanischen Parlamenten herrscht längst das imperative Mandat und zwar keines, bei dem eine demokratische Basis das mandatierende Gremium wäre, sondern das jeweilige Fraktionsmanagement, das diktiert, wann die Arme hochgehen und wann nicht. Auf Argumentation und Überzeugung angelegte Kommunikation ist unter diesen Bedingungen nicht zu erwarten.

Die Prinzipien für sprachliches Handeln ...

So überrascht es denn auch nicht, wenn Prinzipien, die im Alltag Verständigung sichern, im parlamentarischen Raum nach Kräften verletzt werden. Dies gilt für alle wichtigen Maximen einer kommunikativen Ethik: Sei wesentlich! Sei verständlich! Sei wahrhaftig! Ständige Wiederholungen seit Jahren gleichgebliebener Positionen etwa gehören bis zum Überdruß zum parlamentarischen Alltag.

Auch die Maxime der Verständlichkeit wird in Parlamenten häufig verletzt, etwa von Parlamentariern, die sich in bestimmte Sachgebiete eingearbeitet haben und sich dies selbst und ihren Kollegen unter Präsentation einer Mixtur aus Verkürzungen und Fachsprachlichkeit auch zeigen wollen.

Natürlich sind die Parlamente auch Hochburgen der Verletzung des Wahrhaftigkeitsgebots, wobei es nicht nur um das grobe Lügen geht, sondern z. B. um unbelegte Behauptungen und Vorwürfe, um einseitige Pointierungen, euphemistische Redeweisen u. ä.

Fortwährende Verstöße gegen die Grundprinzipien lassen die Verständigung zusammenbrechen. Die Sprache der Politik ist dabei oftmals in Strukturen eingebettet, in denen es nicht eben leicht ist, kommunikative Maximen nicht zu verletzen. Man denke nur an die Schwierigkeit, in einem Kurzinterview von 1½ Minuten Relevantes in verständlicher Weise zu sagen.

Im Grunde genommen müßten sich die Parlamente und die politischen Parteien entscheiden, ob sie politische Schaubühnen mit entsprechender Pseudokommunikation sein wollen oder sich als Orte verstehen, in denen Argumentieren und Überzeugen ernsthaft eine Rolle spielen. Dazu wäre eine Änderung der starren parlamentari-

schen Geschäftsordnungen ebenso nötig wie souveränere, von allen Fraktionen akzeptierte Parlamentspräsidenten. Aber eine Reform kann hier nur greifen, wenn sich die Abgeordneten von den Vorgaben ihrer Fraktionsleithammel ab und an lösen und individuelle Entscheidungen auf der Basis ihrer jeweiligen Programme, der eigenen Vernunft und schließlich auch des eigenen Gewissens treffen.

Werner Holly hat in SPRACHREPORT 2/86 deutlich gemacht, daß politische Kommunikation in den meisten Fällen Inszenierungscharakter hat. Dies gilt nicht allein für Interviews und Podiumsdiskussionen, sondern in Reinform für die parlamentarische Kommunikation. Weil eine auf Verständigung zielende Kommunikation natürlich der legitime Anspruch der zuhörenden oder zuschauenden Öffentlichkeit ist, wird so getan, als wolle man die anderen im Hohen Haus durch Information und Argumentation von etwas überzeugen. Letztendlich geht es den Sprechern jedoch nur darum, für die eigene Position und Person zu werben. Nicht

»Überzeugen von politischen Inhalten« ist der eigentliche Sinn dieser Veranstaltungen, sondern »Überzeugen von sich bzw. dem eigenen Verein«.

... müssen eingefordert werden!

Abhilfe wird nicht von selbst kommen und schon gar nicht von den Politikern. In einer solchen Situation kommt einer politischen Sprachkritik eine besondere Aufgabe zu. Sie könnte auf den Zustand der politischen Kommunikation hinweisen und die Sensibilität und die Einsicht in mögliche Gründe der Misere steigern helfen. Dies hätte mit Sicherheit auch Auswirkungen auf die parlamentarische Kommunikation.

Adressaten einer linguistisch begründeten Sprachkritik sind erst in zweiter Linie die Politiker. Die Aufklärungsarbeit, die Sprachkritiker leisten können, richtet sich in erster Linie an alle, die darauf angewiesen sind, die Politiker zu verstehen, ihre Positionen und Handlungen zu vergleichen und

zu bewerten. Und wer wäre in einer funktionierenden Demokratie darauf letztlich nicht angewiesen?

Die Kultivierung des politischen Sprechens, zu der eine entfaltete Sprachkritik beitragen könnte, stellt in der Praxis nichts anderes dar als eine Kultivierung des politischen Handelns. Bloße Verdrossenheit über das Sprechen der Politiker trägt nicht zu einer Demokratisierung bei. Da mag es schon eher hilfreich sein, wenn Bürgerinnen und Bürger den Politikern aufs Maul schauen und ihnen ab und an entsprechend Bescheid sagen. Schließlich soll es ja auch schon einzelne Politiker geben, die sich in der Sprache der Politik und auch in den Parlamenten an die Grundsätze einer kommunikativen Ethik zu halten versuchen. Und sei es nur, weil die Zahl der Menschen wächst, die die Inszenierungen der Selbstdarsteller durchschauen. Für die Würde des Hohen Hauses mag's dienlicher sein als Krawatte und dunkler Anzug.

Fritz Kuhn, Tübingen

Gastwissenschaftler berichten

D EUTSCH FÜR ERWACHSENE

»Deutsch für Deutsche« war das Thema der diesjährigen Tagung der »Kommission für Fragen der Sprachentwicklung« am 20. und 21. 6. im IDS. Als ausländische Germanistin interessierte mich, wie die deutschen Kollegen das Textsortenspektrum einschätzen, wie der Stellenwert der fachlichen, literarischen und Gebrauchstexte gesehen wird. Diese Frage beschäftigt mich deshalb, weil wir zur Zeit in Bulgarien am Lehrstuhl »Fremdsprachen« der Sofioter Universität ein Lehrbuch »Deutsch als Wissenschaftssprache« für Studenten aller Geisteswissenschaftlichen Fakultäten schreiben. Unser Hauptziel ist, den Studenten fachsprachliche Kenntnisse in der Fremdsprache zu vermitteln, damit sie in ihrer weiteren Arbeit als Spezialisten Fachliteratur in der fremden Sprache benutzen können. Deshalb erarbeiten wir fachsprachliche Lehr- und Wörterbücher, die diesen Bedarf decken sollen.

Prof. Hebel (Darmstadt) sprach über die Situation des deutschen Sprachunterrichts an Berufsbildenden Schulen und hob hervor, daß man auch in der Berufsausbildung die Sprachausbildung weiterführen sollte und zwar nicht nur hinsichtlich der Fachsprache, sondern auch hinsichtlich der kommunikativen Bewältigung neuer Situationen. Die Spannung zwischen Kultur und Technik sollte in produktiver Weise gelöst werden, und deshalb müßten die eigenen Sprachkenntnisse

und -fertigkeiten auch in Berufsschulen weiter ausgebaut und vertieft werden.

Die Diskussion über die thematischen Schwerpunkte eines Deutschunterrichts für Erwachsene ist für uns ausländische Deutschlehrer bei der Anfertigung von Lehrbüchern und -materialien für die Fremdsprachenausbildung von besonderem Interesse. Dr. Homberger (Dortmund) forderte, daß nicht nur Gebrauchstexte, sondern

Frau Dr. Galina Pawlowa ist wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl »Fremdsprachen« der Sofioter Universität »Kliment Ochridski«. Sie bringt derzeit einen Arbeitsaufenthalt am Institut für deutsche Sprache.

An dem Lehrstuhl »Fremdsprachen« der Sofioter Universität sind Lehrkräfte beschäftigt, die in den drei Fremdsprachen Deutsch, Englisch und Französisch an allen Fakultäten der Universität Unterricht erteilen. Die drei Sprachen werden obligatorisch als Fremdsprache und an einigen Fakultäten als zweites Fach (z. B. an der slavischen, historischen, philosophischen, geographischen u. a.) gelehrt.



auch »das Verstehen und Erfassen sowie das Reproduzieren von nichtfunktionalen (literarischen) Texten« berücksichtigt werden müßten. Frau Dr. Schoenke (Bremen) wandte sich dem Problem zu, wie man Reflexion über Sprache, d. h. über grammatische und andere Strukturen, mit dem eigenen Sprachgebrauch Erwachsener im beruflichen und privaten Bereich verbinden kann. Als Lernziel des Unterrichts formulierte sie die Fähigkeit, eine Situation bewußt und mit gezieltem Einsatz sprachlicher Mittel zu verändern. Voraussetzung dafür sei das Erfassen der jeweiligen besonderen Bedingungen einer (Gesprächs-)Situation und die Fähigkeit, aus mehreren Ausdrucksmöglichkeiten zu wählen und die angemessenste Formulierung einzusetzen. Dies könne im Unterricht gelernt und geübt werden. Überzeugend zeigte Frau Schoenke die Verknüpfung von Reflexion über sprachliche Strukturen, das heißt von traditionellem »Grammatikunterricht«, mit Reflexion über Handeln mittels Sprache am Beispiel *Argumentieren*. Für das Ausdrücken von Begründungen und Zwecken, für das Feststellen von Widersprüchen und das Erfragen von Motiven stehen im Deutschen bestimmte sprachliche Mittel zur Verfügung, wie u. a. Nebensätze mit *weil, damit, um zu* – Infinitive oder Präpositionalergänzungen mit *wegen, aufgrund*. Mit dem angemessenen Einsatz dieser Mittel hängt es zusammen, ob von jemandem gesagt wird, er sei »gewandt im Ausdruck«, »stilsicher« oder er habe »Verhandlungsgeschick«.

Galina Pawlowa, Sofia

WEITERE SCHRITTE ZU EINER NEUEN RECHTSCHREIBUNG

In der Null-Nummer des SPRACHREPORT ist unter der Überschrift »Eine neue Rechtschreibung« über die Bemühungen berichtet worden, die 1902 amtlich festgelegten »Regeln für die deutsche Rechtschreibung« und die »Richtlinien« des Duden unter dem Gesichtspunkt der Benutzerfreundlichkeit zu vereinfachen.

Die Kritik an der Regelung der Rechtschreibung ist nicht neu. Schon unmittelbar nach Durchsetzung der Einheitsschreibung des Deutschen 1902 urteilte Konrad Duden, daß mit dieser – »weit davon entfernt, ein Meisterwerk zu sein« – »nur ein Zwischenziel erreicht« sei und daß »jetzt keineswegs ein Stillstand eintreten« solle auf dem Weg in Richtung auf eine »gründliche Reform der deutschen Rechtschreibung«.

Seit 85 Jahren ist diese Neuregelung immer wieder gefordert worden. Neu ist, daß seit einigen Jahren in internationaler Kooperation Arbeitsgruppen aus der Bundesrepublik Deutschland, der DDR, aus Österreich und aus der Schweiz für die verschiedenen Bereiche der Orthographie konkrete Vorschläge zur Neuregelung erarbeiten; zuletzt wieder auf der Arbeitstagung »Probleme der Rechtschreibung und ihre Neuregelung: Zeichensetzung und Zusammen- und Getrennschreibung«, die vom 2. bis 8. Juni 1986 im Institut für deutsche Sprache, Mannheim, stattfand. Teilnehmer waren Mitglieder

der Forschungsgruppe Orthographie des Zentralinstituts für Sprachwissenschaft der Akademie der Wissenschaften der DDR und der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock (Berlin/Rostock)

des Koordinationskomitees für Orthographie beim Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Sport (Wien)

der Kommission für Rechtschreibfragen bei der EDK (= Erziehungsdirektorenkonferenz) (Bern) sowie des Bundes für vereinfachte Rechtschreibung (Zürich)

der Kommission für Rechtschreibfragen des Instituts für deutsche Sprache (Mannheim).

Im Zentrum dieser Tagung stand die Zeichensetzung (Interpunktion), deren heutige Regelung sowohl unter linguistischen als auch unter didaktischen

Gesichtspunkten von nahezu allen Teilnehmern sehr negativ beurteilt wurde. Drei Neuerungsvorschläge lagen auf dem Tisch – und zwar von den Arbeitsgruppen aus der DDR, aus Österreich und aus der Bundesrepublik Deutschland (s. Literaturhinweis). Die Abstimmung dieser Vorschläge aufeinander mit ihren sehr unterschiedlichen Grundpositionen und Gliederungen sowie die Erarbeitung neuer Regeln nahmen den größten Teil der Tagungszeit in Anspruch. Das Ergebnis dieser mehrtägigen intensiven Diskussion und oft mühseligen Arbeit ist im Schlußprotokoll lakonisch so zusammengefaßt:

Die Teilnehmer einigten sich auf die Grundsätze der Neuregelung und auf die Gliederung des neuen Regelwerkes. Die Hauptregeln wurden ausformuliert. Der erarbeitete Vorschlag zur Neuregelung soll im Anschluß an die Tagung überarbeitet, um Beispiele ergänzt und den Arbeitsgruppen bis Oktober 1986 zur abschließenden Beratung vorgelegt werden. Die sich ergebenden Stellungnahmen und Änderungswünsche werden bis März 1987 eingearbeitet.

Diese erreichte Einigung ist allein deswegen besonders hervorzuheben, weil die Zeichensetzung – bezogen auf die Menge der Regeln – der umfangreichste Bereich der Rechtschreibung ist. Neben der Zeichensetzung wurden in zwei Referaten Grundfragen der Zusammen- und Getrennschreibung behandelt und anschließend diskutiert. Im Schlußprotokoll heißt es dazu: »Die Teilnehmer der Tagung verständigten sich über die Grundsätze zur Ausarbeitung eines neuen Regelvorschlages für die Zusammen- und Getrennschreibung und stimmten überein, daß dafür die entsprechenden Vorarbeiten in den einzelnen Arbeitsgruppen durchzuführen sind.«

Die Neuregelung der geltenden Rechtschreibung ist nicht nur eine Frage der wissenschaftlichen Vorbereitung einschließlich der Erarbeitung konkreter Regelvorschläge, sondern auch eine Frage der politischen Entscheidungskompetenz. Kein Wunder, daß auch die politische Durchsetzbarkeit einer Neuregelung Gegenstand der Besprechungen war. Wie kompliziert dabei die »politische Landschaft« mit den unterschiedlich gelagerten Kompetenzen allein in der Bundesrepublik Deutschland ist, zeigt sich daran, daß für den Bereich »Kultur, Schule einschließlich Rechtschreibung« sowohl das Bundesministerium des Innern als auch die Ständige Konferenz der Kultusminister der 11 Länder zuständig sind und daß darüber hinaus das Auswärtige Amt – bezogen auf Österreich und die Schweiz – und das Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen – bezogen auf die DDR – ebenfalls mit einbezogen sind.

Neue Bücher über Sprache

Herbert Brekle/Utz Maas (Hrsg.): Sprachwissenschaft und Volkskunde. Perspektiven einer kulturalistischen Sprachbetrachtung. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1985.

Franz Hebel/Rudolf Hoberg: Deutschunterricht an beruflichen Schulen. Anforderungen an seine Lehrer. Frankfurt a. M.: Scriptor 1985.

Maria Hellinger (Hrsg.): Sprachwandel und feministische Sprachpolitik: Internationale Perspektiven. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1985.

Manfred Muckenhaupt: Text und Bild. Grundfragen der Beschreibung von Text-Bild-Kommunikation aus sprachwissenschaftlicher Sicht. Tübingen: G. Narr 1985 (Tübinger Beiträge zur Linguistik 271).

Sehr begrüßt wurde von den Teilnehmern, daß das österreichische Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Sport, als dessen Vertreter Dr. Fritz Rosenberger anwesend war, mit dem Koordinationskomitee nunmehr eine amtliche Kommission eingerichtet hat und daß in der Schweiz eine solche bei der Erziehungsdirektorenkonferenz bis zum Spätsommer 1986 endgültig etabliert sein wird.

Dies ist so selbstverständlich nicht, wie wiederum die Situation in der Bundesrepublik Deutschland zeigt: der bis 1974 bestehende Arbeitskreis für Rechtschreibregelung, der im Auftrag der Kultusministerkonferenz die *Wiesbadener Empfehlungen* als Reformprogramm 1959 vorgelegt hatte, hat bis heute keinen amtlich bestellten Nachfolger.

Dr. Rosenberger berichtete über Verhandlungen zwischen dem österreichischen Unterrichtsminister und verschiedenen amtlichen Stellen in der Bundesrepublik Deutschland im Frühjahr 1986; er teilte zudem mit, daß das Ministerium für Oktober/November 1986 Vertreter aller deutschsprachigen Länder zu einer ersten Konferenz über die Neuregelung der geltenden Rechtschreibung nach Wien eingeladen habe, um Möglichkeiten des gemeinsamen Vorgehens zu erörtern – was als

neuer positiver Versuch zur Überwindung der Probleme ebenfalls besonders begrüßt wurde. Er bestätigte die auch in der Bundesrepublik Deutschland z. B. in der Kultusministerkonferenz zu beobachtende Tendenz, eine Neuregelung für die Bereiche vorzusehen, die nicht oder weniger stark emotional besetzt sind wie Worttrennung am Zeilenende (Silbentrennung), Zeichensetzung, Zusammen- und Getrennschreibung, *s/ss/ß*-Schreibung und Fremdwortschreibung; der Bereich der Groß- und Kleinschreibung solle demgegenüber zunächst hintangestellt werden.

Die Arbeitstagung in Mannheim war die vierte dieser Art. Die 1980 und 1982 in Basel bzw. in Wien abgehaltenen Tagungen führten zu dem gemeinsamen Vorschlag des Regelwerks der gemäßigten Kleinschreibung, die Arbeitstagung 1984 in Rostock zu dem Vorschlag zur Neuregelung der Worttrennung am Zeilenende (Silbentrennung; zu diesen beiden Vorschlägen s. Literaturhinweis).

Die nächste Tagung findet im September 1987 in Zürich statt, wo ein Vorschlag zur Neuregelung der Zusammen- und Getrennschreibung erarbeitet wird. Ein weiteres Thema wird die Regelung der Fremdwortschreibung sein.

Das gemeinsame Ziel aller dieser Arbeitstagungen ist es, entsprechende Vorschläge zu allen Bereichen zu erarbeiten und diese als von allen Expertenkommissionen getragenes Regelwerk den politisch zuständigen Stellen vorzulegen, um auf dieser Grundlage eine amtliche Neuregelung in der deutschen Rechtschreibung in allen deutschsprachigen Ländern zu erzielen. Diese Neuregelung, die »gründliche Reform der deutschen Rechtschreibung«, wurde seit 1902 von Konrad Duden und von vielen nach ihm immer wieder gefordert, denn eine Vereinfachung und größere Benutzerfreundlichkeit erschien schon ihm damals als dringend erforderlich. Um an diesem Reformwerk mitzuwirken, hätte Konrad Duden allerdings über 150 Jahre alt werden müssen.

Wolfgang Mentrup

Literaturhinweis: Kommission für Rechtschreibfragen des Instituts für deutsche Sprache (Hrsg.): Die Rechtschreibung des Deutschen und ihre Neuregelung Band 1 (= Sprache der Gegenwart Band 66). Düsseldorf 1985. Band 2 mit Vorschlägen zur Neuregelung der noch ausstehenden Bereiche erscheint voraussichtlich 1987.

Wörter in der Diskussion

ZUM BEISPIEL: POSTMODERN UND POSTMODERNE

Keinem kann das inzwischen entgangen sein: Mit dem ausgehenden zweiten Jahrtausend geht auch das Zeitalter der Moderne zu Ende. Und zur generellen Kennzeichnung der vielen so gänzlich anders- und neuartigen Erscheinungen unserer Tage waren sie dann plötzlich da: die neuen Vokabeln *postmodern*, *Postmoderne*, *Postmodernisierung*. Die Moderne ist tot – es lebe die Postmoderne! Inzwischen ist die Anwendung der griffigen neuen Wörter so inflationär geworden, daß sich der Wörterbuchautor beim Versuch zu beschreiben, was das denn nun eigentlich sei: das bzw. die Postmoderne, ins sprichwörtliche Haaraufen gerät.

Dabei sind *postmodern* und *Postmoderne* eigentlich nicht einmal schwere Wörter. Wer weiß, was die Moderne ist oder (aus postmoderner Sicht besser:) was sie war, der wird richtig schließen, daß das, was auf die Moderne folgt, nur die Postmoderne sein kann. In die Reihe der Adjektive *altmodisch* – *modern* kann man *postmodern* als drittes Glied allerdings nicht einbringen: alles modische wird irgendwann einmal altmodisch, modernes wird unmodern, das Postmoderne aber bleibt immer postmodern. Kurzum: *postmodern* ist das, was auf die Moderne, aber nicht (generell) auf das Postmoderne folgt. Die jüngsten Zeiten bleiben also auch künftig moderne Zeiten. Freundin Susanne bleibt auch in Zukunft eine moderne Frau mit modernem Wagen und moderner Wohnungseinrichtung (letztere allenfalls in postmodernem Design).

Besonders originell waren die Wortschöpfer des neuen Stil- und Epochenbegriffs *Postmoderne* allerdings nicht. Inzwischen wird es unter gescheiten Leuten im Gefolge der *Postmoderne* und als Ausdruck eines neu aufgekommenen Post-Epochenbewußtseins zu-

nehmend schicker, Neubildungen aus *Post-* bzw. *post-* und einem Wort X zu kombinieren. Schon kann man vom »Postkapitalismus« und von der »Posthistorie« hören, und kürzlich habe ich erfahren, daß die Jahre nach 1945 unsere »postheroische Vergangenheit« sind.

Woran die Wortschöpfer der *Postmoderne* nicht gedacht haben, das sind die von ihnen vorprogrammierten Nöte der Wortschöpfer von Übermorgen. Denn wie die Moderne wird auch die Postmoderne vergehen. Was aber dann?

Wie (fast) alles Moderne so kam (mit der Sache) auch das Wort *postmodern* aus Amerika zu uns herüber. Es fing dort vor reichlich zehn Jahren leicht überschaubar an. Die Architekten drüben waren es eines Tages leid, immer wieder eintönige Betonkästen zu entwerfen und zu bauen. Sie taten, was schon die Architektur-Altvorderen im 19. Jahrhundert gemacht hatten: Sie wählten für ihre Entwürfe architektonische Details früherer Baustile aus, lokierten damit die bisher so faden Fassaden auf und verschmolzen das stili-

stische Gestern und Vorgestern zu einem neuartigen architektonischen Heute, das, wenn schon nicht original, mindestens originell genannt werden muß. Dieser neue Architekturstil wurde *Postmoderne* genannt (engl. *postmodernism*). Die ulkigste Kurzdefinition fand ein deutscher Karikaturist: »Postmoderne: das heißt, Erkerchen sind wieder erlaubt.«

Mit dem neuen Architekturstil kam auch das Wort zu uns herüber. Und so konnten wir nun bald überall die neuen Gebäude mit ihren hübschen Türmchen, Nischen, Giebelchen und Bögen bewundern und allenthalben auch das Wort in den Medien hören und lesen.

Die Schonzeit als neutraler Architektur-Stilbegriff war für *Postmoderne* allzu schnell vorbei. Schon wird das Wort auch abfällig als Schmähwort verwendet, und zwar sowohl von denen, die den bisherigen Baustil der Moderne viel schöner und besser finden, wie auch von Architekten, die offenbar nur neidisch sind, den postmodernen Stil nicht selbst erfunden zu haben. Sie reden nun von »postmoderner Langweilerei« und halten die neuartigen Fassaden für etwas, das gleichsam »mit einer postmodernen Soße über-gossen« wurde. Andere Architekten wiederum hängen das schicke Modeschild *postmodern* nur zu gern als Qualitätsausweis heraus, obwohl das, was sie entwerfen und bauen lassen, alles andere als postmodern ist. Und hier fängt es mit der Verwirrung um Sache und Wort an.

Das postmoderne Bauen war ein solcher Publikumserfolg, daß bald auch die anderen Kunst- und viele Wissenschaftsdisziplinen ihre eigene Postmoderne entdeckt und etabliert hatten – der Aufstieg (oder Abstieg?) eines Stil-

begriffs der Architektur-Fachsprache zum Allroundwort nahm seinen Lauf. Nun wird postmodern gedichtet (»postmoderne Lyrik«), komponiert (es klingt wieder harmonischer), gemalt, philosophiert, soziologisiert, theologisiert und so fort. Dabei wird Früheres wieder- oder neuentdeckt, ins Jetzt herübergeholt und damit zugleich etwas, wie man meint, völlig Neuartiges kreiert: die oder das Postmoderne. Woraus sich denn erkennen läßt, daß die mit den Schlagwörtern *Nostalgie* und *Wende* bezeichneten Erscheinungen etwas mit Postmoderne zu tun haben müssen.

Wir werden mit und in der Postmoderne leben müssen, ob wir Sache und Wort nun schön finden oder nicht. Längst haben sich auch die Verlage des neuen Wortes angenommen. Es gibt längst ein gutes Dutzend Publikationen zu diesem Thema. Sicher ist natürlich noch lange nicht, ob es bei dem neuen Wort bleiben wird. Vielleicht finden clevere Nachkommende doch ein noch geeigneteres Wort für das wahrhaft neue Zeitalter, an dessen bereits abgetretener postmoderner Schwelle wir gerade stehen.

Michael Kinne

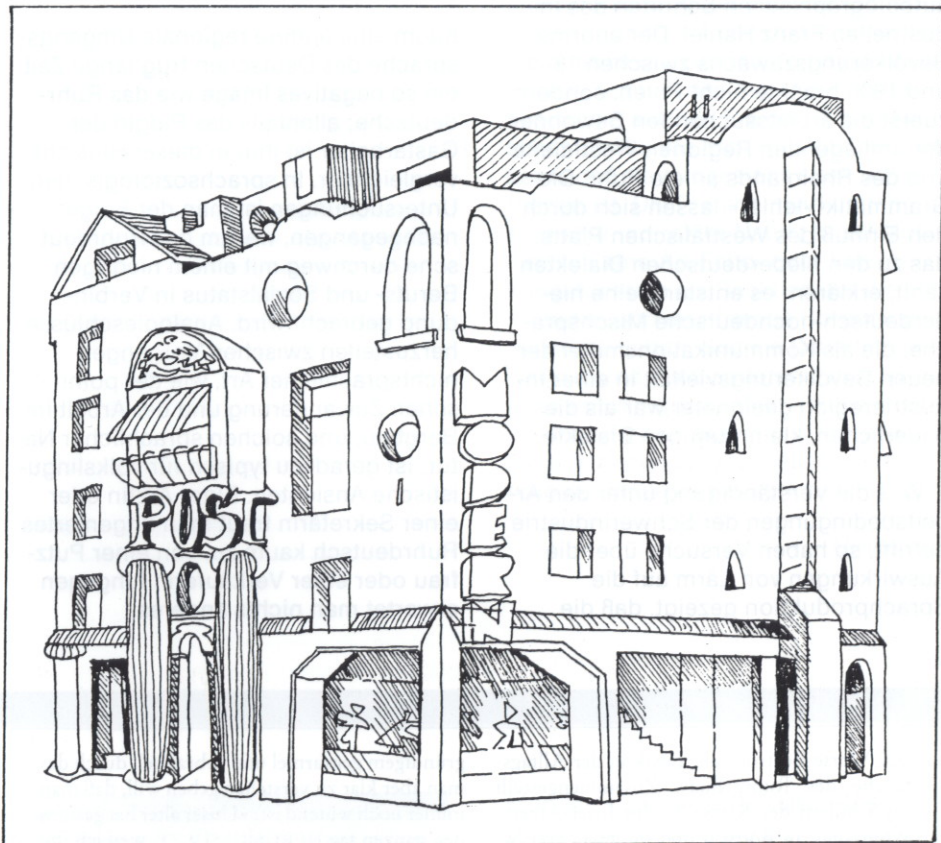


Illustration: Silvia Köhler

RUHRDEUTSCH: Schlimmes Kauderwelsch oder Dialekt?

Seit Beginn dieses Jahrhunderts hört man über die Art und Weise, wie in der Industrieregion nördlich der Ruhr Deutsch gesprochen wird, Meinungen und Einschätzungen, die über die Region selbst hinaus verbreitet sind und in ihrer Art unerschütterlich scheinen: »primitives, nachlässiges Deutsch«, »Kauderwelsch«, »Sprachmisch-

masch«, »Ungrammatik«, oder Bezeichnungen, die ein Licht auf das Image der Sprecher werfen: »Unterschicht-«, »Proletariersprache«, »Schmelztiegelsprache«, »Pollackendeutsch«.

Was sagt die Linguistik?

Der Band

Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte. Hrsg. von Arend Mihm. Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beiheft 50. Franz Steiner Verlag Wiesbaden/Stuttgart 1985, DM 88,-.

versammelt die Vorträge einer im März 1983 in Duisburg durchgeführten Fachtagung. Dort ist zu lesen, daß die

Experten die erwähnten »volkslinguistischen« Ansichten ernstnehmen und interessante Antworten geben können auf die Frage, ob es denn nun eigentlich stimmt, was man immer so hört (und selbst weiter verbreitet?) über die »polnisch geprägte Schmelztiegel-Arbeitersprache«.

Grammatik: »mangelhaft«?

Der Akkusativ steht, wo der Nominativ stehen müßte, und der Dativ anstelle des Akkusativs, Artikel werden »vergessen«, Endungen verschlampt, Silben und ganze Wörter verkürzt oder zusammengezogen (vgl. Kästen) – Anarchie und Chaos in der Sprache! Um Erklärungen war man aber nie verlegen: Der falsche Kasusgebrauch kommt daher, daß die Leute Deutsch

(als zweite Sprache) nie richtig bzw. in der Schule nicht fleißig genug gelernt haben; die Polen kennen in ihrer Sprache keine Artikel, und das übrige ist Folge von Mundfaulheit und Unsorgfältigkeit oder sei dadurch entstanden, daß die Arbeiter unter Tage oder vor den Hochöfen eine kurze und kräftige Ausdrucksweise »ohne Schnörkel« benötigt hätten.

Man kann aber nachweisen, daß viele dieser grammatischen Besonderheiten schon vor der Immigration polnischer Arbeiter um die Jahrhundertwende sprachüblich waren, nicht nur bei Arbeitern, sondern auch z. B. in autobiographischen Schriften des Industriellen Franz Haniel. Der enorme Bevölkerungszuwachs zwischen 1840 und 1900 brachte nicht Polen, sondern zuerst die arbeitssuchenden Bewohner der umliegenden Regionen Westfalens und des Rheinlands an die Ruhr. Die Grammatik-»fehler« lassen sich durch den Einfluß des Westfälischen Platts, das zu den niederdeutschen Dialekten zählt, erklären; es entstand eine niederdeutsch-hochdeutsche Mischsprache, die als Kommunikationsmittel der neuen Bevölkerungsvielfalt in einer Industrieregion geeigneter war als die bäuerlichen, kleinräumigen Dialekte.

Was die Verständigung unter den Arbeitsbedingungen der Schwerindustrie betrifft, so haben Versuche über die Auswirkungen von Lärm auf die Sprachproduktion gezeigt, daß die

Sprecher sich nicht mit weniger, sondern mit immer stärkerer Energie artikulieren und eine überdeutliche Aussprache entwickeln. Auch läßt sich das abkürzende und verschleifende Sprechen in anderen Industrieregionen, wie im Saarland oder in Obersachsen, nicht beobachten. Den Hintergrund dieser volkslinguistischen These bildet offensichtlich die stereotype Heroisierung der Arbeitswelt, mittels derer die »Kohlenpott-Menschen« eine positive und selbstbewußte Identität entwickeln konnten.

Soziale Stigmatisierung

Kaum eine andere regionale Umgangssprache des Deutschen trug lange Zeit ein so negatives Image wie das Ruhrdeutsche; allenfalls das Pidgin der Gastarbeiter ist ihm in dieser Hinsicht vergleichbar. In sprachsoziologischen Untersuchungen ist man der Frage nachgegangen, warum das Ruhrdeutsche durchweg mit einem niedrigen Berufs- und Sozialstatus in Verbindung gebracht wird. Analogieschlüsse herzustellen zwischen Vorgängen nichtsprachlicher Art, wie der polnischen Zuwanderung und der Arbeit im Bergbau, und solchen sprachlicher Natur, ist geradezu typisch für volkslinguistische Ansichten. Einer Ärztin oder einer Sekretärin traut man ungeniertes Ruhrdeutsch kaum zu, von einer Putzfrau oder einer Verkäuferin hingegen erwartet man nichts anderes.

Dialooh

Is wat?

Awat

Anä, da is dowat

Awat, wenn wat wär würd ichtet dir saeng

Anä, sonner biße nich Da is wat

Awat

Beim ein brennti Frau durch beim andern brennti Bude

Anä, dat iset nich

Awat, abba sowat Ähnlichet

Abba wat?

Nix is

Mit freundlicher Genehmigung des Autors aus: Werner Streletz: Das Pittermesser. Mundart-Texte, Dortmund o. J.

Interessanterweise steht der negativen Stigmatisierung auf der anderen Seite ein durchaus positives Prestige gegenüber, besonders bei den mittleren Generationen. Befragungen ergaben, daß mit steigender Sympathie zum Ruhrdeutschen immer weniger sprachliche »Fehler« registriert werden. Das, was der Stigmatisierung als Maßstab dient, die korrekte, standarddeutsche Norm, die die Schule einfordert und die als Nadelöhr beruflichen und sozialen Aufstiegs gilt, ist eine Medaille mit zwei Seiten. Konventionen, Etikette und kühle Sachlichkeit belasten auch; man sehnt sich nach der rauhen Herzlichkeit der »einfachen Leute«, nach ungezwungener, entspannter Kommunikation und genießt den Unterschied zur Sprache des Arbeits- und Geschäftslebens, denn dieses spielt sich heute kaum noch »im Pütt«, sondern eher im Dienstleistungsbereich und in der chemischen Industrie ab. Das heimliche Prestige des Ruhrdeutschen ist schichtenübergreifend. Es erfüllt heute die Funktion einer Komplementärvarietät, d. h. daß die Sprecher je nach Situation und Gesprächspartner entscheiden, ob sie eher Standard- oder lieber Ruhrdeutsch reden.

Das Klischee vom Schmelztiegel

Nach volkslinguistischer Auffassung haben sich nicht nur Arbeiter aus Ostpreußen mit Einheimischen, sondern auch polnische Wörter mit deutschen »verschmolzen«. Es sind aber nur sehr wenige Wörter des Ruhrdeutschen polnischen Ursprungs und werden kaum noch gebraucht: *Matka*, *Motteck*, *Pinunsen*. Häufig werden auch *malochen* und *wullacken* für polnisch gehalten, tatsächlich stammen diese jedoch aus

1000 Worte Bottropisch. Lexikon der Alltagssprache des Ruhrgebiets. Zusammengestellt von Schülern der Klasse 7e des Josef-Albers-Gymnasium in Bottrop und ihrem Lehrer W. Boschmann. Verlag Rainer Henselowsky Essen, 4. Aufl. 1985

Die Sammlung enthält u. a. etliche Wörter der überregionalen Umgangssprache, die sicher nicht typisch für das Ruhrdeutsch sind, wie *checken*, *abstottern*, *groggy*, *Schwarte*. Gut herausgearbeitet wird in den Bedeutungserläuterungen, welche Wertungen und Einstellungen mit dem Gebrauch eines Wortes verbunden sind. Bei manchen, vor allem abwertenden Ausdrücken wie *Pollack* und *Kanacken* hätte man sich aber eine kritischere Reflexion der Wortherkunft und Hinweise auf die nach wie vor in den Wörtern virulenten Vorurteile gewünscht. Die Beispiele vermitteln recht gut die Art der Situationen, in denen das Ruhrdeutsche seinen Platz hat, auch wenn ihre Grammatik offensichtlich in Richtung auf die standardsprachliche Norm (der Schule) »gezähmt« worden ist. Insgesamt dokumentiert das Buch das heimliche Prestige des Ruhrdeutschen und den Stolz seiner Sprecher.

HERUMSÜLZEN:

herummeckern, anmoppeln; meint das dauernde schimpfen über einen vorgang; äußert sich meist nicht in lautem gebrüll, sondern in unter-

gründigem gemurmel und gebrabbel, durch das man aber klar zu verstehen geben will, daß man immer noch wütend ist; »Unser alter hat gestern den ganzen tag HERUMGESÜLZT, weil ich ihn morgens eima wegen mehr taschengeld ange-macht hab.«

SCHÄTTERN:

motzen, schimpfen; RUMSCHÄTTERN benennt das dauernde rummosern; SCHÄTTERKOPP: jemand der dauernd schimpft; »Als ich zu spät kam, fing se sofort an zu SCHÄTTERN.«

KANACKEN:

pack, asoziale; auch abwertende bezeichnung für ausländer und alle fremdländisch erscheinenden menschen; »Wenner hier wie son paar KANACKEN rumspringt, werdeter von mir am sonntag kein taschengeld kriegen.«

POLLACK:

schimpfwort für unsauberen menschen (valter POLLACK); oft werden damit auch asoziale bezeichnet; auch als vergleich (wie bei de POLLACKEN);

KUBITSCHKO:

schulden machen, auf pump kaufen; meist: auf KUBITSCHKO kaufen, auf ratenbasis erwerben; oft kleinere kredite, um kurzfristigen geldmangel zu beheben; »ich kann mir nix auf KUBITSCHKO kaufen, wie du dein dickes auto und das plüschzimmer.«

dem Jiddischen, so daß man nicht sicher sagen kann, durch welche Bevölkerungsgruppen und wann sie sich im Ruhrdeutschen einbürgerten.

Der Anteil plattdeutschen Wortguts ist dagegen beträchtlich, wird aber offensichtlich nicht als »typisch Kohlenpott« angesehen. Das Platt gehört in der Vorstellung der Sprecher zu den

ländlichen Randgebieten und diese nicht zum eigentlichen »Revier«. Deswegen Ausdehnung wiederum wurde bei Befragungen sehr unterschiedlich angegeben, manche zählten weder Duisburg noch Bochum hinzu. Wenn man nicht gerade im schwärzesten Teil Gelsenkirchens wohnt, dann – so scheint es – fängt das eigentliche Revier immer erst »da hinten« an.

Die vor-wissenschaftliche Meinung, daß Vermischung von Bevölkerungsgruppen, und auch dies ist eine umstrittene These, eine ebensolche Misch-Sprache ergäbe, stützt sich außer auf Erscheinungen im Wortschatz vor allem auf eine auffällige, d. h. von der Norm abweichende Aussprache (Linguisten sprechen von der lexikalischen und der phonologischen Ebene) und auf die oben erwähnten grammatischen Normabweichungen. Daß diese drei Bereiche aber nur einen kleinen Teil aller systematischen Charakteristika einer Sprache bzw. eines Dialekts ausmachen, ist Laien in der Regel nicht bewußt. Die wissenschaftliche Erforschung des Ruhrdeutschen bezieht nun alle Ebenen der Sprache gleichermaßen ein und kommt deshalb zu dem Schluß, daß die These eines besonders starken Fremd-, d. h. slawischen Einflusses nicht gestützt werden kann, daß sie mindestens stark übertrieben ist. Die Fremdeinwirkungen sind eher indirekter Natur; es scheint nämlich eine Art Echo- oder Verstärkungsfunktion als Reaktion auf die Fremden und ihre fremde Sprache gegeben zu haben. Soziale Diskriminierungen sind auch anderswo in manchen volkslinguistischen »Weisheiten« wiederzufinden. *Matka* und vor allem *Pollack* haben an abschätziger Wertung bis heute nichts verloren.

Ulrike Haß

Claus Sprick, Hömma! Sprache im Ruhrgebiet. Mit einem Nachwort von Klaus Birkenhauer. Europäisches Übersetzer-Kollegium Glossar Nr. 3. Straelener Manuskripte Verlag 1984

Das kleine Wörterbuch entstand auf dem Hintergrund von Problemen, die Übersetzer mit dem Ruhrdeutschen haben. Neben einer erklärenden Wörterliste von *Aalscheppe* bis *Zwiebelporsche* enthält es eine begriffliche Liste, in der man alle Ausdrücke für z. B. »Kind«, »Mensch« (50 Ausdrücke!), »reden« (26 Ausdrücke) usw. findet. Am Schluß werden noch 28 Regeln mitgeteilt, die sich angeblich »im Gegensatz zu denen anderer Dialekte recht schnell lernen lassen«. Die Beispiele dazu liest man mit Vergnügen. In der Regel 28 wird bündig formuliert, was die Linguistik als Wechsel von der Standard- zur Komplementärvarietät beschreibt: »Wir wissen alle, wie unsere Ausdrucksweise auf Hochdeutsch klingen müßte. Nur is ehmt Hochdeutsch so fuu^achba unbequem. Deshalb sprechenwa lieba unsa Deutsch. Lee^anset also richtig – dat kamman.«

Komman bißken bei mich bei!

Happter nix für am Krissbaum zu hängen?

Hätzema sehn solln wie den Heinz sich die Ohren gebrochen hat alzer sichen Knopp annähn mußte! und wattat Schönste is: alzer fettich waa und hinten dat Geprüddel abgeschnitten hat, is der Knopp vorne wieder abgefallen.

Werkvertrach, nachem BGB, also dat is, wenn der Besteller die Pisselümpen besorcht unze zum Unternehmer hinbringt und der se zusammenkloppt; währnt bein Werklieferungsvertrach, da besorchterse selps, verdientaja aunoma schön dran.

Ich als sauberen Bürger, ...

Komm du mich nich untere Aung!

Da fängsse richtig am staunen.

Kuratoren sagen ihre Meinung

WÖRTERBUCH-KULTUR

Der Begriff »Kultur«, so häufig, wie er gebraucht wird, kündigt von seinem Mangel. Von politischer Kultur ist oft die Rede und, neuerdings, von Sprachkultur. Haben wie sie oder bedürfen wir ihrer? Ich möchte hier eine neue Kultur-»Variante« ansprechen (und habe sie kühn als Titelwort eingesetzt).

Die neuhochdeutsche Wörterbuchlandschaft (und somit auch die der Gegenwart) wurde am Ende des 18. und im 19. Jahrhundert angelegt: Adelungs gegenwartsbezogenem Wörterbuch folgte das historische Monumentalwerk der Grimms. Beide Wörterbücher gaben unterschiedliche sprachkulturelle Ziele vor: Adelung die Kodifizierung des Wortschatzes einer wirtschaftlich und kulturell führenden Region, also der »hochdeutschen



Prof. Dr. Helmut Henne, Mitglied des Kuratoriums des Instituts für deutsche Sprache, ist Ordinarius für Germanistische Linguistik am Seminar für deutsche Sprache und Literatur der Technischen Universität Braunschweig

Mundart« des Obersächsisch-Meißnischen, die Grimms die Dokumentation und historische Entwicklung des literarischsprachlichen Reichtums und der landschaftlichen Vielfalt »von Luther bis Goethe«. Adelungs Wörterbuch wurde ergänzt, vor allem in literarischsprachlicher Hinsicht, vom Werk des Braunschweigers Campe: Sprachkulturelle Normen sind zumeist kontrovers. Gegen die historische Arbeit der Grimms setzte im 19. Jahrhundert Sanders sein gegenwartssprachliches Wörterbuch und erneuerte Eberhards Synonymenwörterbuch auf seine Weise. Wörterbucharbeit ist auch – seit dem 18. Jahrhundert – von Konkurrenz und Gegnerschaft gezeichnet.

Nebenher liefen, je unterschiedlich einzuordnen, die Orthographie- und Fremdwörterbücher. Nebenher? Der Orthographie-Duden (zuerst von 1880) wurde zum Inbegriff des Wörterbuchs im Deutschen und die Heerschar der Fremdwörterbücher zum Ausdruck einer Sprachnot im Deutschen. Wie immer auch diese Ordnung zu bereichern ist (z. B. durch etymologische, fach-

und gruppensprachliche Wörterbücher, durch Epochen-, Mundart- und Autorenwörterbücher) – die Konstellation: Gegenwartswörterbuch und historisches Wörterbuch ist durch das 18. und 19. Jahrhundert vorgegeben. Und auch die Manier, Auszüge aus den mehrbändigen Werken herzustellen: Die Kontinuität vom 19. zum 20. Jahrhundert stellen der »Kleine Sanders« dar, der unter dem Titel »Handwörterbuch der deutschen Sprache« 1869 zuerst erschien und dessen 8. Auflage Ernst Wülfing 1924 im Bibliographischen Institut zu Leipzig herausbrachte, und das einbändige historische »Deutsche Wörterbuch« von Hermann Paul von 1897, dessen 9. Auflage zur Zeit am Seminar für deutsche Sprache und Literatur in Braunschweig grundlegend bearbeitet wird. Wenn dann nach 1945 zwei große mehrbändige Gegenwartswörterbücher und die entsprechenden Handwörterbücher erscheinen (und das historische Wörterbuch der Grimms in Ost und West gemeinsam zu Ende gebracht wird), so ist das Ausdruck der neuen politischen Lage. Beide mehrbändigen Gegenwartswörterbücher, in der DDR herausgegeben von Ruth Klappenbach und W. Steinitz (6 Bände, 1964–1977), in der Bundesrepublik Deutschland »unter der Leitung von G. Drosdowski« (6 Bände, 1976–1981), stehen auf den Schultern ihrer Vorgänger und werden an ihnen gemessen (werden). Und bald war die heftig umstrittene »Ergänzung« auf dem Markt: das von G. Wahrig begründete und mitherausgegebene sechsbändige Werk (1980–1984).

Beispiele gefällig für den kulturellen Zusammenhang der Wörterbücher? Nehmen wir *Wörterbuch* im Wörterbuch, 1801 bis 1984:

Adelung 4. 1801, 1615: »ein Buch, in welchem die Wörter einer gewissen Art in alphabetischer Ordnung gesammelt und erklärt werden; [...]«

Sanders 1. 1876, 235: »geordnetes Wörterverzeichnis meist mit beigefügter Erklärung, [...]«

Klappenbach/Steinitz 6. 1977, 4396: »meist alphabetisch geordnetes Verzeichnis von Wörtern, die nach bestimmten Gesichtspunkten ausgewählt und erklärt sind: [...]«

Drosdowski 6. 1981, 2903: »Nachschlagewerk, in dem die Wörter einer Sprache nach bestimmten Gesichtspunkten ausgewählt, angeordnet und erklärt sind: [...]«

Wahrig 6. 1984, 780: »alphabetisch od. nach bestimmten begrifflichen Gesichtspunkten geordnetes Verzeichnis des Wortschatzes einer Sprache od. Mundart od. eines Teils einer Sprache, i. d. R. mit Erklärungen zu Form u./od. Inhalt u./od. Geschichte der Wörter od. mit Übersetzungen in eine andere Sprache. [...]«

Zur Wörterbuch-Kultur gehört also nicht nur die Qualität der Wörterbü-

cher, sondern auch die Kenntnis von deren Geschichte. Denn nur sie deckt auf, wie Tradition und Innovation verteilt sind; wo falsche Originalitätsansprüche gestellt und Leistungen zu Recht in Anspruch genommen werden. Diese Kenntnis ist aber nicht nur den Wissenschaftlern abzuverlangen, sondern auch den Benutzern zu vermitteln. Dazu gehört auch die Fähigkeit, z. B. den Stellenwert eines Orthographiewörterbuchs und eines Bedeutungs- oder Fremdwörterbuchs einzuschätzen. Wörterbuch-Kultur ist also ein vielschichtiger Begriff: einer, der wissenschaftlich und sprachpädagogisch fundiert ist; welcher der sprachwissenschaftlichen und sprachinteressierten Öffentlichkeit abverlangt, Geschichte, Praxis, Theorie und Erforschung der Wörterbücher in ein fruchtbares Miteinander zu bringen und die Proportionen z. B. dergestalt zu wahren, daß die Wörterbuchforschung die Wörterbücher selbst nicht überdeckt. Ansätze dazu gibt es.

Und das Institut für deutsche Sprache? Hat sich in der deutschen Wörterbuchlandschaft – um im Bilde zu bleiben – plaziert: Mit dem 1976 publizierten »Valenzlexikon« von U. Engel und H. Schumacher (dem das »Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben« von G. Helbig und W. Schenkel, Leipzig 1968, vorausgegangen war), und der – lange erwarteten – Teamarbeit »Verben in Feldern« (die 1986, hrsg. von H. Schumacher, erscheint); der bravourösen Vollendung des »Deutschen Fremdwörterbuchs« von H. Schulz und O. Basler unter der Leitung von A. Kirkness (Bd. 4–6, Berlin 1977–1983) und dem von W. Mentrup und A. Kirkness initiierten Projekt »Handbuch der schweren Wörter«, das ein »Lexikon der schweren Wörter« und ein »Lexikon der Lehn-Wortbildung« zusammenführen soll. Damit hat sich das Institut traditionellen Aufgaben gestellt und innovatorisch gearbeitet, indem es Wörterbucharbeit und Verbsyntax verbunden hat. Bei dem Projekt »Schwere Wörter und Lehn-Wortbildung«, das die traditionelle Fremdwortlexikographie ablösen soll, ist die konzeptionelle Arbeit abgeschlossen. Der Wind, der den Bearbeitern ins Gesicht blies, möchte umspringen.

»Ein vollständiges Wörterbuch könnte nur ein ganzes Volk schaffen« (Diefenbach) – der irrealen Konjunktiv zwingt zur Aufgabenverteilung und Begrenzung. Wörterbuchkultur sei ein Konzept, das Liebhaber und Kenner der Sprache mit den Wörterbuchmachern in ein Gespräch bringt (daß sie »hören voneinander«); das die Wissenschaftler auf die Benutzer eingehen läßt und die Geschichte der Wörterbücher zu ihrer Aufgabe macht.

Kultur sei »die menschliche Fähigkeit, die zur aktiven Anpassung, Gestaltung und Veränderung der Umwelt wie der eigenen Verhaltensweisen befähigt«, belehrt mich ein »kulturpolitisches Wörterbuch« (Stuttgart 1983) und hinzugefügt wird, daß natürlich auch die »materiellen und immateriellen Objektivationen (Vergegenständlichungen) dieses Handelns« zur Kultur rechnen. Wörterbücher des Deutschen, und nur von den einsprachigen habe ich gesprochen, »gestalten« deutschen Wortschatz. Solcherlei Gestaltung muß in einer Kultur des Wörterbuchs aufgehoben sein.

Helmut Henne

Leserforum

Zum Beispiel: Leistung (SPRACHREPORT 1/86)

Der Artikel »Zum Beispiel: Leistung« ist Politik und nicht Sprachwissenschaft, er gehört in den »Spiegel« oder in die »Frankfurter Rundschau«, aber nicht in ein Organ des Mannheimer Instituts. Wenn heute mehr Lohn für materielle Leistung gefordert wird, und wenn demgegenüber sittliche Leistungen vernachlässigt zu sein scheinen, dann liegt das daran, daß die letzteren nie umstritten gewesen sind. Wohl aber war die wirtschaftliche Leistung in den 70er Jahren verpönt und diffamiert, und das hat dann ja auch zu der desolaten Wirtschaftslage am Ende der sozialliberalen Ära geführt. Die Wende von 1982 mußte das wieder zurecht-rücken, und sie hat das mit der ganz unmißverständlichen, unter sprachwissenschaftlichen Aspekten bestimmt nicht zu beanstandenden Losung, daß sich Leistung wieder lohnen müsse, erfolgreich getan.

Der Artikel von Wolfgang Teubert baut dagegen einen Popanz auf, der auch durch das Zitat aus einer klassenkämpferischen Rede der SPD-Abgeordneten Anke Fuchs nicht ansehnlicher wird. Es kann nicht die Rede davon sein, daß Geld der einzige Maßstab sei, daß geistige oder sittliche Leistung gering geschätzt würde oder ohne Lohn bliebe. Ich erinnere nur an die – vom Ergebnis, aber auch oft vom Motiv her außerordentlich dubiose – Entwicklungshilfe, für die es in der Geschichte der Menschheit kein Beispiel gibt.

Der Autor ist engagierter Freund der égalité, und Leistungen, die über das Mittelmaß hinausgehen – wohl gar entsprechend honoriert werden – sind ihm deshalb suspekt. Ich halte es für ganz schlecht, wenn solch extreme

politische Ansichten vom Mannheimer Institut für deutsche Sprache verbreitet werden, zumal hier nicht einmal der Versuch gemacht wird, sie wenigstens notdürftig sprachwissenschaftlich zu verbrämen. Es ist leider nicht das erste Mal, daß ich das beanstanden muß. Es gehört nicht zu den Aufgaben Ihres aus öffentlichen Mitteln finanzierten Instituts, parteipolitische Propaganda zu machen.

Karl-Ulrich Hagelberg,
Ministerialdirektor a. D.,
Bonn-Bad Godesberg

Keine Spur von Sprachverfall (SPRACH-REPORT 2/86)

Daß das IDS die zunehmende Verlotterung der deutschen Sprache als »normale Veränderungen« bezeichnet, ist ein starkes Stück. Als Neuling (»new-comer«) unter den Beziehern des Sprachreports muß ich mich doch sehr wundern, daß offenbar auch das IDS dem geschriebenen und gesprochenen Kauderwelsch unserer Tage entschieden zuviel Toleranz entgegenbringt. Und dieser Schwachsinn wird im wesentlichen von Erwachsenen produ-

ziert, die Pubertätssprache ist ein Ausfluß jugendlichen Abgrenzungswillens und für die allgemeine Entwicklung der Sprache ziemlich bedeutungslos. Wenn sich die Werbung ihrer bedient, so verrät diese Anbiederung allenfalls einen guten Geschäftssinn. Wenn aber bspw. in einer bekannten Funkzeitschrift ein Bericht über den Flughafen Stuttgart mit dem Titel: »Vom Provinz-Airfield zum Welt-Airport« angekündigt wird, wenn eine Firma inseriert, ihre Produkte seien voll »recyclebar«, zudem gut »gestylt«, wenn eine Stimme »aus dem Off« ertönt, womöglich mit einem schauerlichen »sound«, wenn es die Fernsehquasseler offenbar für schick erachten, die Wörter nach Belieben zu betonen, dann sind das für mich nur einige wenige Beispiele eines beschämenden Niedergangs der deutschen Sprache.

Helmut Zimmermann,
Dipl.-Meteorologe,
Stuttgart

Die Redaktion ist dankbar für Zuschriften; sie behält sich jedoch vor, Leserbriefe aus Platzgründen nur auszugsweise zu veröffentlichen.

Neue Bücher über Sprache

Peter von Polenz: Deutsche Satzsemantik. Einführung in Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. Berlin, New York: de Gruyter 1985 (Sammlung Götschen 2226), DM 19,80.

Georg Stötzel (Hrsg.): Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven. Vorträge des Deutschen Germanistentages 1984. 1. Teil: Germanistische Sprachwissenschaft. Didaktik der deutschen Sprache und Literatur. Berlin, New York: de Gruyter 1985.

Harald Weinrich: Wege der Sprachkultur. Deutsche Verlags-Anstalt: Stuttgart 1985.

Winfried Nöth: Handbuch der Semiotik. J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1985, DM 78,-.

Ruth Römer: Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland. Wilhelm Fink Verlag, München 1985, DM 40,-.

Sprache der Gegenwart

Schriften des Instituts für deutsche Sprache

Sprachkultur

Band 63: Jahrbuch 1984
Herausgegeben von Rainer Wimmer
280 Seiten, Broschur 54,- DM
ISBN 3-590-15663-5

Sprachkultur ist die Kunst, andere zu verstehen und sich anderen verständlich zu machen. Ein wenig beherrscht sie jeder, mancher ist in ihr gewandter, keinem ist sie angeboren. Als Teil der Kultur eines Volkes drückt Sprachkultur die Fähigkeit ebenso wie die Bereitschaft der Bürger aus, sich miteinander über die individuellen und gemeinsamen Interessen zu verständigen. Aus dem weiten Spektrum von Fragestellungen, die durch das Rahmenthema Sprachkultur angesprochen sind, konnte auf der Jahrestagung 1984 des IdS natürlich nur eine Auswahl behandelt werden. Der Band enthält Vorträge und Stellungnahmen vor allem zu folgenden Themen: Die Stellung der Sprachkultur in der modernen Gesellschaft, der Begriff Sprachkultur in der Sprachwissenschaft der DDR und der Bundesrepublik Deutschland, Institutionen für die Sprachpflege, Sprachkultivierung in der Schule, Sprachkultur und soziale Umwelt, politische Sprachkultur, Fachsprachen, die Sprachkultur in der Geschichte der Literatur (besonders des 18. Jahrhunderts) und im literarischen Leben der Gegenwart, Sprachglossen in der Presse und schließlich – von der Gewichtigkeit keineswegs an letzter Stelle: die Vermittlung der deutschen Sprache und Kultur im nicht-deutschsprachigen Ausland.

Schriftsprachlichkeit

Band 59
Herausgegeben von Siegfried Grosse
216 Seiten, Broschur 58,- DM
ISBN 3-590-15659-7

Schriftsprachlichkeit und ihre Rolle im Alltag: Diese Thematik verlangt heute die erhöhte Aufmerksamkeit von Lehrern, Eltern, Schülern, Didaktikern und nicht zuletzt auch der Sprachwissenschaftler. Die Schulen klagen über sinkendes Interesse der Kinder und Jugendlichen an geschriebenen Texten. Die Schreibfertigkeit der Schüler und Auszubildenden nimmt ab. Industrie und Handel fordern höhere Leistungen im Formulieren und Schreiben von Texten und in der Rechtschreibung. Besonders im privaten Bereich verdrängt das Telefon zunehmend den Brief. Auditive und visuelle Medien beherrschen die Kommunikation. Welche Chance hat das geschriebene Wort in unserer Zeit? Wie steht es um unsere Lese- und Schreibkultur? Was müssen wir tun, um die Schreibfertigkeit zu erhalten und zu pflegen? Was wissen wir eigentlich über die Beziehungen zwischen Lesen – Schreiben und Sprechen – Hören? Diese Fragen wurden von Sprachwissenschaftlern, Didaktikern und Fachleuten aus dem Schul- und Bibliothekswesen im Rahmen eines Kolloquiums der Kommission für Fragen der Sprachentwicklung des Instituts für deutsche Sprache erörtert. Der Band vereinigt die Referate zur Geschichte und zu gegenwärtigen Problemen der Schriftsprachlichkeit, zum Stand der Erforschung des Lese- und Schreibverhaltens, zur Rolle der schriftlichen Kommunikation in unserer Gesellschaft und zur Schreiberziehung im Deutschunterricht.

G ERMANISTIK IN ISRAEL

Öffentliches Auftreten auf Deutsch kommt in Jerusalem nicht in Frage, es sei denn einmal in einem Einzelvortrag.
(Gershom Scholem am 6. 2. 1935 in einem Brief an Walter Benjamin.)

Daß israelische Geisteswissenschaftler (und zwar speziell im Bereich der Bibelwissenschaft und jüdischen Geistesgeschichte) die deutsche Sprache zumindest passiv beherrschen sollten, steht außer Zweifel. Die ersten Lehrer- und Schülergenerationen an der Hebräischen Universität Jerusalem (gegr. 1925) brachten deutsche Sprachkenntnisse noch aus Mitteleuropa mit, doch für den im Lande aufgewachsenen oder aus orientalischen Ländern eingewanderten akademischen Nachwuchs wurden Deutschkurse erforderlich.

Verständlicherweise waren die Vorbehalte gegen alles Deutsche in der israelischen Öffentlichkeit sowie in Universitätskreisen zunächst sehr stark. Daher begannen die ersten Universitätskurse »Deutsch als Fremdsprache« um die Mitte der fünfziger Jahre (geleitet von einer gebürtigen Frankfurter Rabbinerstochter, Frau Dr. Ruth Horowitz) ziemlich im Verborgenen. Die Nachfrage ist bis heute recht groß: Jahr für Jahr nehmen ca. 200 Studenten der verschiedensten Fachrichtungen (von der Ägyptologie bis zur Musikologie) an diesen Kursen teil. Mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Teilnehmer sind sie ganz auf das Leseverständnis ausgerichtet; hinter diesem Unterrichtsziel treten sämtliche übrigen Aspekte des Fremdspracherwerbs völlig zurück. Für ein Germanistikstudium sind die Absolventen also nur mangelhaft ausgerüstet.

Die »Abteilung für deutsche Sprache und Literatur«

Doch seit Oktober 1977 gibt es an der Hebräischen Universität eine Germanistische Abteilung, für die ersten fünf Jahre finanziert von der Volkswagen-Stiftung, beraten und tatkräftig unterstützt von Prof. Albrecht Schöne aus Göttingen, jahrelang geleitet von Prof. Stéphane Moses, ab Oktober 1986 von Dr. Jürgen Nieraad. Zunächst wurde ein dreijähriger Studiengang bis zum BA (Bachelor of Arts) aufgebaut; nach Bewilligung einer weiteren Planstelle können sich ab 1987/88 zwei weitere Studienjahre bis zum Abschluß des MA (Master of Arts) anschließen, vorausgesetzt, daß sich ein geeigneter Bewerber

für die ausgeschriebene Dozentenstelle findet.

Israelische Studenten bringen recht andere Voraussetzungen zum Studium mit als ihre deutschen Kommilitonen: Die meisten von ihnen haben eine mehrjährige Militärzeit hinter sich, sind also des schulischen Lernens völlig entwöhnt. Außerdem ist das Studium in Israel mit großen finanziellen Opfern verbunden, zumal nicht wenige Studenten bereits vor Studienabschluß eine Familie gründen. Den Studienanfängern fehlt nicht nur Vertrautheit mit der deutschen Sprache (Sprecherefahrung mit älteren Verwandten hilft nicht viel, ist auch nicht allen verfügbar), sondern der gesamte Hintergrund europäischer Kultur und Geschichte.

So hat vor allem das Programm des ersten Studienjahrs einen ungeheuren Nachholbedarf zu decken, formale Sprachkenntnisse zu fundieren, den aktiven Umgang mit der Sprache auf- und auszubauen, Grundbegriffe abendländischer Geistesgeschichte zu vermitteln. Im zweiten und dritten Studienjahr verlagert sich der Schwerpunkt auf im engeren Sinn germanistische Thematik; dabei können die Studenten zwischen einer literarischen, philologischen oder kulturhistorischen Studienrichtung wählen. Angestrebt wird ein europäisches Niveau, was an die israelischen Studenten erhebliche Anforderungen stellt. Nach Möglichkeit erhalten die Studenten der Abteilung ein Stipendium für einen kürzeren oder längeren Studienaufenthalt in Deutschland. An einigen deutschen Universitäten können Israelis im Rahmen von Partnerschaftsabkommen mit der Hebräischen Universität Jerusalem studieren.

Eine Sonderstellung unter den Studenten der Deutschen Abteilung nehmen die Gäste oder Neueinwanderer aus dem deutschsprachigen Ausland ein. Auf sie treffen die für die gebürtigen Israelis genannten Defizite an Sprachkenntnissen in der Regel nicht zu, dafür haben sie mit anderen

Schwierigkeiten zu kämpfen: Umstellung auf eine sprachliche, kulturelle und soziale Umwelt in Israel, die von der vertrauten (europäischen) völlig verschieden ist.

Die älteren Jerusalemer, für die Deutsch noch mehr oder weniger Muttersprache ist, nehmen regen Anteil an den Veranstaltungen der Deutschen Abteilung. Etliche unter ihnen schreiben sich über das Martin-Buber-Zentrum für Erwachsenenbildung (das ebenso wie die Geisteswissenschaftliche Fakultät auf dem »Mount Scopus« gelegen ist) sogar als Studenten ein und bereichern das Unterrichtsgespräch nicht selten um originelle Beiträge.

Für drei so verschiedene Gruppen von Studierenden müßte eigentlich dreierlei Lehrprogramm angeboten werden, doch da ihre Gesamtzahl recht niedrig ist (1986 zählte die Abteilung ca. 20 reguläre BA-Studenten), treffen sich noch mehr oder weniger alle in denselben Unterrichtsveranstaltungen. Dabei allen Beteiligten gerecht zu werden, ist ein reizvolles und – ein gewisses Maß an Verständnis und gegenseitiger Hilfsbereitschaft vorausgesetzt – nicht aussichtsloses Unterfangen.

Dafna Mach, Jerusalem

Frau Dr. Mach arbeitet und lehrt an der Abteilung für deutsche Sprache und Literatur der Hebräischen Universität Jerusalem.

Die Beiträge eines vom 23.–30. Oktober 1983 in Jerusalem abgehaltenen Symposiums sind enthalten in dem Buch: Juden in der deutschen Literatur. Ein deutsch-israelisches Symposium. Hrsg. von Stéphane Moses und Albrecht Schöne. Frankfurt 1986, suhrkamp taschenbuch materialien 2063.

DAS ALLERLETZTE . . .

»Der Bunton (bisher Farbton) beschreibt die Art der Buntheit einer Farbe. Er wird im täglichen Leben mit Wörtern wie rot, grün, blau, violett usw. bezeichnet. Die Buntheit beschreibt die Verschiedenheit einer Farbe vom gleichhellen Unbunt.«

Aus der Norm für Farben des »DIN-Deutschen Instituts für Normung«

IMPRESSUM

Herausgeber: Institut für deutsche Sprache,
Mannheim, Tel.: 0621/4401-1
Redaktion: Ulrike Haß, Bruno Strecker,
Wolfgang Teubert
Druck: Beltz Offsetdruck, Hemsbach/Berg-
straße – ISSN 0178-664
Auflage: 2500
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Jahresabonnement: DM 12,-; Einzelheft:
DM 4,-. Bezugsadresse: Institut für deut-
sche Sprache, Friedrich-Karl-Straße 12,
6800 Mannheim 1